Persönliche Erinnerungen

an den

Fürsten Bismarck.

Vortrag
gehalten in der Historischen Gesellschaft für den Netze-Distrikt
in Bromberg am 18. November 1897

von

Christoph von Tiedemann.

Mit einem Facsimile.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1898.

Ewiger Bund

Dresdn. Anz. #180. 9. 7. 1907. Seite 4.

1.

Otto von Bismarck

(Reden aus großer Zeit)

* Unter vorstehendem Titel hat Eugen Kalkschmidt eine neue Auswahl der Meisterreden des großen Staatsmannes (Einhorn-Verlag München und Leipzig 1907) erscheinen lassen. Der erste Band (der zweite soll erst später zur Ausgabe gelangen) umfaßt die Zeit von 1847 bis 1873. Er soll den nationalen Schatz an staatsmännischer Lebensarbeit, der in Bismarcks Reden ruht, wiederum ins helle Licht des Tages rücken und dartun, daß der alte und feurige Glanz dieses Goldes noch unverwüstlich leuchtet. Wir sollen uns erinnern, wie jene Aussprüche entstanden sind, die, was die großen nationalen Fragen betrifft, noch heute aktuellen Wert haben. Darum ist auch die Auswahl nicht in irgendeinem Parteisinne getroffen, der dies betont und jenes verschweigt, der Verfasser bemüht sich vielmehr jede irgendwie über den Augenblick hinaus bedeutsame Äußerung sozusagen mit ihren Wurzeln und dem Erdreich daran emporzuheben. Besonderes Interesse verdienen die Reden aus der Zeit des preußischen Verfassungskonflikts sowie die Äußerungen über die polnische und schleswig-holsteinische Frage. Auf die Bemerkung eines Herrenhausmitgliedes, die polnische Bewegung (1863) richte sich nur gegen Rußland, antwortete Bismarck: „Selbst dann, wenn unsere Provinzen nicht in Gefahr wären, — so haben wir an und für sich das politische, ja ich darf sagen das soziale und das sittliche Interesse, daß diese Bewegung in Rußland und im Königreiche Polen nicht zum Sieg gelange. Schon eine regelmäßige polnische Regierung mit Streben nach Erweiterung ihrer Herrschaft bis zu den Grenzen des früheren polnischen Landes, als Nachbarin Preußens, wäre an sich schon eine wesentliche Gefahr für unsere Monarchie, eine Gefahr, mit welcher in jedem Kriegsfalle gerechnet werden müßte, eine Gefahr, welche einen erheblichen Teil unserer Truppen absorbieren und an anderen Stellen unverwendbar machen würde. Aber eine Bewegung, deren Leiter die unerhörtesten Verbrechen als regelmäßige politische Mittel in ihren Kodex aufgenommen haben, welche der Sittlichkeit bis zur Apotheose des Meuchelmordes den Rücken gedeckt hat, eine solche Partei in keinem uns benachbarten Lande zur Herrschaft gelangen zu lassen, daran hat die preußische Regierung das lebhafteste Interesse."

In der schleswig-holsteinischen Frage war Bismarck bekanntlich im Gegensatz zu der liberalen Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses gegen die Schaffung eines neuen Kleinstaates. Ein Abgeordneter vertrat die Meinung, daß die kleinen Staaten, also auch das neu zu schaffende, sich an Preußen anlehnen. Darauf erwiderte Bismarck: „Die Geschichte lehrt das Gegenteil; die kleineren, ausgehend von der Bregenzer Koalition (am 11. Oktober 1850 hatten in Bregenz Kaiser Franz Josef und die Könige von Bayern und Württemberg die gemeinsame Politik gegen die preußischen Unionsbestrebungen vereinbart), haben sich an Österreich angelehnt. Gegen diese durch die nationale Besorgnis der Kleinstaaten für ihre Souveränität hervorgebrachte Stellung

haben wir zwölf Jahre am Bunde zu kämpfen gehabt, ich habe lange genug an diesen Kämpfen persönlich teilgenommen, um ihre nachteiligen Wirkungen würdigen zu können ... Gerade die Regierungen, die wir in dem Falle waren zu stützen, sind als unsere schärfsten Gegner aufgetreten, und wenn Sie sich einen neuen schleswig-holsteinischen Staat denken, so würde der uns wenig helfen können."

Am 1. Juli 1865 standen im preußischen Abgeordnetenhause die Forderungen für den Ausbau von Kriegshäfen der Kieler Bucht und an der Jahde, sowie für die Anschaffung von Kriegsschiffen auf der Tagesordnung. Dieselben Herren, die wenige Jahre früher sich für die Sammlungen des Nationalvereins für die Flotte erwärmt hatten, meinten nun, Preußen könne die Lasten nicht tragen, man möge sich zunächst mit den anderen kleinen Staaten über die Mithilfe verständigen. Wie die Dinge damals lagen, kam diese Forderung, wenn sie angenommen worden wäre, einer Vertagung ad calendas graecas gleich, und inzwischen wäre der preußische, beziehungsweise der deutsche Handel nicht genügend geschützt gewesen. Bismarck antwortete daher: „Sehr schwierig ist es, ein freiwilliges Abkommen mit jemanden zu treffen, das ihm Lasten auferlegt, wenn man diesen Jemand nicht zwingen, ihm keine Gewalt antun darf. Wir sollen also nur gutmütige Überredung anwenden, die gemeinsamen Interessen auseinandersetzen, damit die Leute mehr geben als bisher. Es steht dem entgegen, daß im allgemeinen in Deutschland partikulare Interessen stärker sind, als der Gemeinsinn. Es steht dem entgegen, daß im allgemeinen die Existenz auf der Basis der Phäaken bequemer ist, als auf der Basis der Spartaner. Man läßt sich gern schützen, aber zahlt nicht gern, und am allerwenigsten gibt man das geringfügigste Hoheitsrecht zum Besten der allgemeinen Interessen auf ... Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß der maritime Ehrgeiz der preußischen liberalen Partei so weit reduziert sei."

Zum Schlusse noch ein Satz Bismarcks über die unfruchtbare, ablehnende Haltung seiner Gegner, über die „impotente Negative", die in gewisser Hinsicht an die Zeit vor der Auflösung des letzten Reichstages erinnert. Es war zurzeit, wo sich die Dinge, die zum Krieg von 1866 führten, immer mehr zuspitzten und das preußische Abgeordnetenhaus die Vorbereitung zur Durchführung großer nationaler Aufgaben durch kleine doktrinäre Bedenken hemmte, als Bismarck ausrief: „Ich kann doch nicht leugnen, daß es mir einen peinlichen Eindruck macht, wenn ich sehe, daß angesichts einer großen nationalen Frage, die seit 20 Jahren die öffentliche Meinung beschäftigt hat, diejenige Versammlung, die in Europa für die Konzentration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu keiner anderen Haltung als zu einer impotenten Negative sich erheben kann.

Das Buch von Kalkschmidt, dem auch ein Bild Bismarcks aus dem Jahre 1866 beigefügt ist, enthält noch eine Fülle interessanter Reden und Aussprüche, so daß wir ihm die größte Verbreitung wünschen müssen. * * *

Ewiger Bund

Vorbemerkung.

Dieser Vortrag war ursprünglich nur für die Mitglieder der Historischen Gesellschaft in Bromberg bestimmt. Ich habe mich entschlossen, ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben, nachdem sich die Tagespresse auf Grund von Zeitungsreferaten, die selbstverständlich nur einige flüchtig herausgegriffene Einzelheiten mittheilen konnten, wiederholt mit ihm beschäftigt hat.

Der Vortrag wurde völlig frei gehalten, aber von zwei Stenographen nachgeschrieben. Bei der Korrektur des Stenogramms sind einige nicht unwesentliche Zusätze gemacht worden.

Bromberg, Dezember 1897.

C. v. T.

Ewiger Bund

Wenn ich zur Einlösung eines alten der Historischen Gesellschaft gegebenen Versprechens heute den Versuch mache, aus meinen persönlichen Erinnerungen an die Zeit, wo ich an der Spitze der Reichskanzlei stand, Einiges mitzutheilen, so bitte ich im Voraus, Ihre Erwartungen nicht zu hoch zu spannen. Sie werden nichts wesentlich Neues, Sensationelles erfahren, ich werde nichts „enthüllen", was noch durch den Schleier des Amtsgeheimnisses gedeckt ist, ich werde die Diskretion nicht verletzen, die Jeder sich auferlegen muß, der in einem fremden Hause gelebt hat, als gehöre er zur Familie. Meine Mittheilungen werden nur die Oberfläche der Dinge streifen — kleine Züge aus dem Geschäftsbetriebe der Reichskanzlei und dem Leben im Bismarck'schen Hause —, sie wollen — das betone ich ausdrücklich — nichts sein, als eine Plauderei im Freundeskreise.

Bei dieser Behandlung der Sache bin ich genöthigt, mein liebes Ich etwas in den Vordergrund zu stellen und viel von mir selbst zu reden. Ich bedaure das aufrichtig, es läßt sich aber nicht wohl ändern. Ebensowenig läßt sich vermeiden, daß ich vielleicht Manches erzähle, was

Ewiger Bund

Ihnen als zu kleinliches Detail erscheint. Möglicherweise dient es aber doch zur Charakteristik des großen Staatsmanns, dessen Persönlichkeit der Mittelpunkt meiner Mittheilungen sein wird.

Nach dieser kleinen captatio benevolentiae bitte ich ohne Weiteres zur Sache kommen zu dürfen.

Es war am 18. Januar des Jahres 1875, als ich Vormittags ein Billet erhielt, in dem ich ersucht wurde, mich zum Zweck einer vertraulichen Besprechung um 9 Uhr Abends in der Wohnung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck einzufinden.

Ich war damals als Mitglied des Abgeordnetenhauses in Berlin. In meinem Civil-Verhältniß war ich Landrath des Kreises Mettmann in der Rheinprovinz.

Ich hatte keine Ahnung, um was es sich handeln könne, und begab mich daher mit einiger Spannung in das alte Dienstgebäude des Reichskanzlers, das jetzige auswärtige Amt, wo ich wenige Minuten vor 9 eintraf. Daß es mit großer Präzision in diesem Hause zugehe, konnte ich gleich hier konstatiren, denn der Kanzleidiener im Vorzimmer, dem ich meinen Namen nannte, erklärte, mich noch nicht melden zu dürfen, da ich erst um 9 Uhr erwartet werde.

Mit dem Glockenschlage verschwand er im Arbeitszimmer des Fürsten und im nächsten Momente stand ich dort dem mächtigen Kanzler des Deutschen Reiches gegenüber, mächtig nicht nur durch die Gewalt seines Namens und seiner Thaten, mächtig auch im physischen Sinne des Wortes — an Haupt und Gliedern.

Der Fürst reichte mir die Hand und fragte, ob ich

Ewiger Bund

rauche. Nachdem ich dies freudig bejaht, präsentirte er mir Cigarren, zündete sich selbst eine lange Pfeife an und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. — Inzwischen hatte „Sultan", der erste „Reichshund" — nicht zu verwechseln mit „Tyras", dem zweiten — seine Lagerstätte am Ofen verlassen, hatte mißtrauisch meine Beinkleider berochen und sich dann, sichtlich befriedigt über die Eindrücke, die er empfangen, auf seinen Platz zurückbegeben.

Der Fürst, indem er seiner Pfeife dichte Rauchwolken entlockte, theilte mir nun mit, weshalb er mich habe rufen lassen. Der damalige Minister des Innern, Graf Eulenburg der Aeltere, hatte zum Zweck der Fortführung der Selbstverwaltungsorganisation dem Staatsministerium eine neue Kreis-Ordnung für die Rheinprovinz vorgelegt. Die meisten Minister hatten dafür votirt, daß sie im Landtage eingebracht werde; auch Fürst Bismarck war nicht abgeneigt gewesen, dem Wunsche der Majorität zu entsprechen. Da hatte er einen Brief von Heinrich von Sybel, dem berühmten Historiker, erhalten, der ihn mit beweglichen Worten beschwor, ein Veto gegen die Einbringung der Vorlage einzulegen, da diese, seiner Meinung nach, nur den Effekt haben würde, den Einfluß der Ultramontanen in der Rheinprovinz zu stärken. Der Fürst, damals mitten im Kulturkampfe stehend, war stutzig geworden. Er hatte sich eine Liste der rheinischen Abgeordneten geben lassen, um sich durch vertrauliche Besprechungen mit einigen von ihnen über die rheinischen Verhältnisse näher zu informiren. Er hatte meinen Namen gefunden, hatte gesehen, daß ich Landrath und Mitglied

Ewiger Bund

der freikonservativen Fraktion sei, und hatte nun geglaubt, daß ich ihm am ehesten reinen Wein einschenken werde.

Seine Frage, ob ich hierzu gewillt und in der Lage sei, konnte ich denn auch mit gutem Gewissen um so mehr bejahen, als ich zu den Landräthen gehört hatte, die über die einzelnen Bestimmungen der Kreis-Ordnung gutachtlich gehört worden waren.

Ich entwickelte hierauf mit möglichster Kürze und Präzision meine Ansicht dahin, daß die Sybel'schen Befürchtungen übertrieben seien und daß unter gewissen näher von mir bezeichneten Kautelen die Einführung der Kreis-Ordnung ohne Gefährdung der staatlichen Interessen erfolgen könne.

Die Unterredung streifte dann noch einige andere Punkte, namentlich die Verwaltung der Schulangelegenheiten bei den Regierungen, denen der Fürst bureaukratische Kurzsichtigkeit und Unkenntniß der ländlichen Verhältnisse zum Vorwurf machte. Sie berührte auch meine persönlichen Verhältnisse, nach denen sich der Fürst eingehend erkundigte.

Um 1/4 auf 11 verließ ich die Wohnung des Fürsten in einigermaßen gehobener Stimmung, denn es war für mich ein außerordentliches Ereigniß, einem Manne wie ihm, Aug in Aug gegenüber gestanden zu haben. Daß dieser Tag einen Wendepunkt in meinem Leben bedeute, ahnte mir freilich nicht.

Wenige Tage später erhielt ich eine Einladung zum Diner im Bismarck'schen Hause und traf dort nur die Familie, den Grafen Lehndorff, Flügel-Adjutanten des Kaisers und Heinrich von Sybel.

Ewiger Bund

Ich hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, die eigenthümliche, wunderbar bestechende Art der Causerie kennen zu lernen, mit der der Fürst die Unterhaltung bei Tische beherrschte. Er liebte es, im ungezwungensten Tone scheinbare Paradoxa aufzustellen, hinter denen sich aber fast immer eine tiefe Wahrheit verbarg. An diesem Tage variirte er unter Anderem das alte Thema von Liebe und Haß. Er behauptete, Goethe habe Unrecht gehabt, wenn er gemeint, nur die Liebe verschönere das Leben. Der Haß thue dieselben Dienste, er sei ein eben so großer Lebenserhalter, wie die Liebe. „Mir sind unentbehrlich: für die Liebe meine Frau, für den Haß — Windthorst.“ Später sprach er von den Staatskrankheiten, namentlich der „Laskerei“, die in ihrem verbohrten liberalen Doctrinarismus immer Zweck und Mittel, Reden und Handeln verwechsle und schließlich zur Auflösung des Staatsgedankens führen müsse, der mit keiner Parteischablone zu vereinigen sei.

Nachdem wir den Kaffee getrunken und unsere Cigarren geraucht hatten, bat der Fürst Sybel und mich, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen und hier entspann sich nun ein lebhaftes Rede-Duell zwischen uns beiden, bei dem der Fürst die Rolle des Unparteiischen spielte. Sybel bot alle Künste seiner scharfen Dialektik auf, um den Fürsten gegen die rheinische Kreis-Ordnung einzunehmen, ich war ihr warmer Vertheidiger. In einigen anderen Fragen, namentlich hinsichtlich der Gestaltung der Provinzialbehörden, fand eine nicht unerwünschte Uebereinstimmung statt. Erst gegen Mitternacht brachen wir auf, nachdem der Fürst uns

Ewiger Bund

versichert hatte, er werde unsere einander gegenüberstehenden Ansichten einer eingehenden objektiven Erwägung unterziehen.

Im weiteren Laufe der Landtagssession wurde ich dann noch einige Male zu Tische eingeladen, hatte auch noch eine längere Unterredung mit dem Fürsten über die Schulverhältnisse der Rheinprovinz, welche zur Folge hatte, daß ich eine Denkschrift ausarbeiten mußte, die später dem Staatsministerium vorgelegt wurde. Dann reiste ich nach Hause zurück.

Bei meinem Wiedereintreffen in Berlin im Januar des nächsten Jahres, einige Tage nach Eröffnung der Landtagssession, fand ich in meinem Hotel eine Karte von Lothar Bucher vor, mit dem Vermerk, er habe schon mehrere Male den Versuch gemacht, mich zu treffen. Als ich ihn in Folge dessen sofort aufsuchte, erfuhr ich, daß Fürst Bismarck die Absicht habe, mich vorläufig als Hülfsarbeiter und demnächst als vortragenden Rath ins Staatsministerium zu berufen.

Diese Nachricht war mir in hohem Grade willkommen. Verschiedene kleine Differenzen mit der Königlichen Regierung zu Düsseldorf, die sich mehr oder weniger persönlich zugespitzt hatten, ließen es mir wünschenswerth erscheinen, mein Amt als Landrath des Kreises Mettmann aufzugeben. Bevor ich jedoch den mir gemachten Antrag annahm, hielt ich es für meine Pflicht, den Fürsten von jenen Differenzen in Kenntniß zu setzen. Er ließ sich die Akten der Düsseldorfer Regierung kommen und nachdem er sie durchgesehen, verfügte er meine Einberufung.

Als ich mich am Tage darauf beim Minister des

Ewiger Bund

Innern, Grafen zu Eulenburg abmeldete, gab mir dieser einen eigenthümlichen Rath. „Der Fürst Bismarck", so sagte er etwa, „hat die Absicht, Sie gewissermaßen als persönlichen Adjutanten zu verwenden. Ich kenne ihn seit 14 Jahren und weiß, daß es nicht ganz leicht ist, dienstlich mit ihm zu verkehren, daß er namentlich Widerspruch schwer erträgt. Sind Sie einmal anderer Ansicht, als er, so hüten Sie sich, ihm sofort zu widersprechen. Thun Sie das, dann findet er, leicht erregbar, wie er ist, so niederschmetternde Gründe für seine Ansicht und verbeißt sich so fest in diese, daß keine Macht der Erde ihn je wieder davon abbringen wird. Kommen Sie dagegen nach einer Stunde wieder und sagen: Ich habe die Sache zu erledigen versucht, dabei sind mir jedoch die und die Bedenken aufgestiegen, dann werden Sie finden, daß Fürst Bismarck vorurtheilsfrei genug ist, jede andere Ansicht zu hören, zu würdigen und eventuell zu acceptiren." Ich bin dem Grafen Eulenburg für diesen Rath außerordentlich dankbar gewesen; er hat sich gut bewährt.

Für die zwangslose unbureaukratische Art, in der Fürst Bismarck auch die Geschäfte zu erledigen pflegte, war es übrigens charakteristisch, daß ich an demselben Tage auf meine dienstliche Anfrage, wann ich mich bei ihm melden könne, als Antwort eine Einladung zum Diner erhielt.

Im Sommer des Jahres 1876 hatte ich nur wenig Gelegenheit, dem Fürsten Vorträge zu halten. Dann reiste er ab nach Varzin und Lothar Bucher begleitete ihn, wie gewöhnlich. Einige Wochen später traf meine Ernennung zum Geheimen Regierungsrath ein und kurze

Ewiger Bund

Zeit darauf erhielt ich von Bucher einen Brief, in dem ich gebeten wurde, schleunigst nach Varzin zu kommen. Ich reiste am nächsten Morgen ab und traf unterwegs im Eisenbahnzuge den jetzigen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, damals Botschafter in Paris, der sich ebenfalls auf dem Wege nach Varzin befand. Wir machten die zweistündige Fahrt von Schlawe nach Varzin zusammen im offenen Wagen und waren beide nicht wenig überrascht durch die landschaftlichen Schönheiten Hinterpommerns, wo bewaldete Hügel und Thäler sich malerisch abwechseln und wo es Ausblicke giebt, die an Thüringen erinnern.

Als wir in den Varziner Schloßhof einfuhren, blies der Postillon, Fürst Bismarck empfing uns in der Hausthür und führte uns, kaum daß wir Zeit hatten, Hut und Paletot abzulegen, in das Speisezimmer, wo sofort die Suppe aufgetragen wurde.

Nach dem Diner saßen die Bismarck'schen Damen, die beiden Fürsten und meine bescheidene Wenigkeit noch stundenlang beim Kaminfeuer beisammen und ich war ein sehr aufmerksamer Zuhörer, als Fürst Hohenlohe, der direkt von Paris kam, über französische Zustände eingehend referirte und Fürst Bismarck hin und wieder eine launige Bemerkung dazwischen warf. Dann wurden von den Beiden die Leistungen verschiedener inländischer und ausländischer Diplomaten einer scharfen Kritik unterzogen und Fürst Bismarck erging sich in Reminiscenzen an seine Bundestagszeit. Von einem österreichischen Staatsmann, der in jenen Tagen eine einflußreiche Rolle gespielt, be-

Ewiger Bund

hauptete er unter anderm, er müsse 90 Jahre alt werden, denn er sei ein Schurke und die schurkische Säure „pickle".

Am nächsten Morgen besah ich mir das Varziner Schloß und den herrlichen, dahinter belegenen Park, der terrassenförmig ansteigt und auf seiner höchsten Höhe von einem kleinen tempelartigen Pavillon gekrönt wird. Uralte Buchen, Linden, Rüstern bilden die Coulissen. Als ich in eine Lichtung hinaustrat, begegnete ich dem Fürsten Bismarck, der, von seinem Sultan begleitet, seinen Morgenspaziergang machte und mich aufforderte, ihn zu begleiten.

Es war damals die Frage des Arbeiterschutzes zuerst in Fluß gekommen und im preußischen Handelsministerium ein Entwurf ausgearbeitet worden, der demnächst als Grundlage für die Gesetzgebung dienen konnte. Der Fürst war mit diesem Entwurf nur in wenigen Punkten einverstanden; er hielt ihn für viel zu weitgehend. Auf dem Spaziergange entwickelte er hierüber seine Ansichten und war sichtlich erfreut, als ich ihm aus meiner landräthlichen Thätigkeit einige Beobachtungen mittheilen konnte, die mit den seinigen durchaus übereinstimmten. Er beauftragte mich, ein Votum an das Staatsministerium aufzusetzen, das seinen Standpunkt klar legte.

Ich machte mich sofort an die Arbeit und war in der glücklichen Lage, ihm noch vor dem Diner den Entwurf des Votums vorlegen zu können, den er nur mit kleinen, unwesentlichen Abänderungen zeichnete.

Als ich mich am Abend verabschieden wollte, bat er mich, noch einige Tage zu bleiben. Wir machten am anderen Morgen eine Spazierfahrt durch den Wald und

Ewiger Bund

Abends spielte ich ihm auf Wunsch der Damen einige jener schwermüthigen russischen und nordischen Volkslieder vor, die er später so oft noch zu hören verlangt hat.

Kurz nach meiner Rückkehr nach Berlin vollzogen sich wesentliche Veränderungen im Bureau des Staatsministeriums. Der damalige Unterstaatssekretär nahm seinen Abschied, und mir, obgleich ich der jüngste Geheime Rath war, wurde die Verwaltung der Stelle des Unterstaatssekretärs übertragen. Die beiden älteren vortragenden Räthe meldeten sich in Folge dessen krank und wurden auf ihren Wunsch demnächst ebenfalls verabschiedet, so daß ich auch ihre Dezernate übernehmen mußte. Ich habe diese Geschäfte ein volles Jahr hindurch versehen und während dieser Zeit in sämmtlichen Sitzungen des Staatsministeriums das Protokoll geführt. Zweimal hatte ich auch das Glück, zu Kronrathssitzungen unter dem Vorsitze des Kaisers als Protokollführer hinzugezogen zu werden.

Welche Ansprüche der Fürst an seine Umgebung stellte, davon erlebte ich schon in diesem Jahre ein paar interessante Beispiele. Eines Morgens fragte er mich, ob mir die etwas verwickelten Rechtsverhältnisse des Wolff'schen Telegraphenbureaus genauer bekannt wären. Ich konnte mit gutem Gewissen antworten, ich hätte nicht die leiseste Ahnung davon. „Dann", sagte er, „informiren Sie sich bitte und legen Sie mir eine kleine Denkschrift über die Sache vor." „Wann befehlen Euer Durchlaucht diese Denkschrift?" „Oh, die Sache hat keine große Eile. Es genügt, wenn ich die Denkschrift morgen Mittag erhalte." Mir blieb nichts übrig, als die Nacht zu Hilfe zu nehmen.

Ewiger Bund

Als ich am nächsten Tage mit etwas überwachtem Gesicht, aber doch mit dem Gefühle eines gewissen Stolzes auf meine Leistung dem Fürsten die Denkschrift überreichte, nahm er sie entgegen, als wenn sich das Alles von selbst verstände. Ihm imponirte so etwas nicht.

An einen anderen Tag, der für mich wider Erwarten gut verlief, denke ich mit besonderer Genugthuung zurück und ich kann mir nicht versagen, ihn etwas ausführlicher zu schildern. Im Herrenhause war eine Interpellation vom Grafen Schulenburg-Beetzendorf über die Verwendung des Welfenfonds eingebracht. Bei dieser Gelegenheit, das war offenbar die Absicht, sollte nicht nur die in Hannover befolgte, sondern überhaupt die ganze innere Politik des Fürsten Bismarck vom Standpunkt extrem konservativer Anschauung aus einer scharfen Kritik unterzogen und gegen ihn persönlich ein Vorstoß geführt werden, von dessen Gelingen man sich eine besondere Wirkung nach oben hin versprach. Der Fürst war sehr aufgebracht über die Interpellation und erklärte in der Sitzung des Staatsministeriums, wo die Sache berathen wurde: „Ich muß frisch von der Leber wegsprechen und möchte gern so grob wie möglich werden, ohne doch Injurien zu gebrauchen." Er nannte dem Justizminister verschiedene Ausdrücke, die nicht Albertis Komplimentirbuch entnommen waren, und fragte, ob das Injurien seien. Der Justizminister mußte es als gewissenhafter Mann bejahen. Nun wurde der Fürst ärgerlich und meinte, dann sei es besser, er antworte gar nicht und Camphausen, der Vice-Präsident des Staatsministeriums, übernehme die Beantwortung der Interpellation.

Ewiger Bund

Am Abend vor der Sitzung des Herrenhauses, auf deren Tages-Ordnung die Interpellation gesetzt war, befand ich mich in einer befreundeten Familie. Da wurde ich, es war kurz vor Mitternacht, zum Fürsten gerufen. Er sagte mir, es sei ihm doch fraglich geworden, ob Camphausen die Interpellation ganz seinen Wünschen gemäß beantworten werde und ob es nicht richtiger sei, wenn ich dies übernehme. Ich sei ja in die Sache eingeweiht und kenne vollständig seine Intentionen. Auf meine Bedenken, daß es mir ja völlig an Zeit zur Vorbereitung fehle, meinte er, die Sache werde schon gehen; für alle Fälle könne ja auch mit einem Mitgliede des Herrenhauses verabredet werden, daß dieser auf ein bestimmtes von mir gegebenes Zeichen hin die Besprechung der Interpellation beantrage, so daß der Fürst auch nach meiner Rede Gelegenheit habe, eventuell noch das Wort zu ergreifen. Eine solche Abrede wurde dann auch mit dem Professor Dernburg getroffen.

Am nächsten Tage war der Sitzungssaal des Herrenhauses bis auf den letzten Platz gefüllt, auch die Tribünen waren dicht besetzt. In der ersten Reihe der Abgeordneten-Loge saßen Windthorst, Bennigsen und andere Parteiführer. Jeder erwartete eine große Haupt- und Staatsaktion.

Auf die Frage des Präsidenten, Herzogs von Ratibor, ob und wann das Staatsministerium bereit sei, die Interpellation zu beantworten, erwiderte Fürst Bismarck, das Staatsministerium sei dazu sofort bereit.

Nun erhielt Graf Schulenburg-Beetzendorf das Wort und schoß die Pfeile, die sein Köcher enthielt, langsam

Ewiger Bund

einen nach dem andern ab. Ich hatte derweil meinen Stuhl an die Ministerbank gerückt und saß nun zwischen dem Fürsten und Camphausen, mir eifrig Notizen machend.

Als Graf Schulenburg geendet, ertheilte der Herzog von Ratibor nicht dem Fürsten, wie natürlich von Allen erwartet worden, sondern mir das Wort.

Allgemeines Erstaunen, überall lange Gesichter! Das war nicht gerade aufmunternd für mich, aber sehr begreiflich. Man war gekommen, das Konzert eines Virtuosen zu hören, und nun gab ein junger, den Wenigsten bekannter Anfänger eine Gastrolle. Die Enttäuschung mußte groß sein.

Bei meinen ersten Worten konnte ich eine gewisse Befangenheit nicht unterdrücken. Es war doch ein eigenthümliches Gefühl, so gewissermaßen in der Schußlinie der Augen des Fürsten zu stehen. Bald aber kam ich in Fluß und sprach nun meinerseits frisch von der Leber weg, wiederholt von Beifall unterbrochen. Als ich geendet, erscholl ein lebhaftes Bravo. Ich wendete mich an den Fürsten. „Wünschen Eure Durchlaucht noch eine Besprechung?“ „Ist nicht mehr nöthig,“ erwiderte er. Der Herzog von Ratibor ging dann zum nächsten Gegenstande der Tages-Ordnung über und wir verließen den Saal. Auf dem Flur trat der Fürst auf mich zu und schüttelte mir die Hand. —

Im Laufe des Sommers 1878 fand die Uebersiedelung des Fürsten aus der alten Dienstwohnung in das Radziwill-Palais statt. Um dieselbe Zeit wurde die Reichs-

Ewiger Bund

kanzlei eingerichtet, das Zentralbureau des Reichskanzlers zur Vermittlung des gesammten Geschäftsverkehrs zwischen ihm und den einzelnen Reichsämtern und preußischen Ministerien. Ich wurde zum vortragenden Rath oder, wie man gewöhnlich kurzweg sagt, zum Chef der Reichskanzlei ernannt. Von diesem Augenblicke an begann ein Leben für mich, wie es interessanter, aber auch aufreibender nicht gedacht werden kann.

Im Erdgeschoß des Reichskanzlerpalais befinden sich auf der einen Seite drei Räume, zwei dienen als Arbeitszimmer des Kanzlers, das dritte als Berathungszimmer für das Staatsministerium. Daran stößt ein großer saalartiger Raum, in dem die Bibliothek und ein Billard aufgestellt sind. Auf der anderen Seite befinden sich die Bureaus der Reichskanzlei, ebenfalls drei Räume. Nur wenige Schritte vom Arbeitszimmer des Fürsten entfernt, konnte ich in jedem Moment zu ihm gerufen werden.

Das genügte für die eigentliche Bureauzeit. Aber der Fürst kehrte sich nicht im mindesten an diese. Er ließ mich bisweilen rufen, wenn ich soeben zum Mittags- oder Abendessen zu Hause angelangt war, und dann ging durch das Hin- und Herschicken und Fahren viel Zeit unnütz verloren. Es stellte sich daher bald die Nothwendigkeit heraus, in der unmittelbaren Nähe des Reichskanzlerpalais eine Wohnung für mich zu beschaffen. Der Fürst überließ mir als Dienstwohnung die herrliche Villa in dem früheren Decker'schen Garten, zwischen der Wilhelms- und Königgrätzerstraße, die nach meinem Abgange den Staatssekretären der auswärtigen Angelegenheiten überwiesen

Ewiger Bund

und nach einander von dem Grafen Herbert Bismarck und Herrn von Marschall bewohnt worden ist. In diesen Tagen hat sie der neue Staatssekretär, Herr von Bülow bezogen.

In die Mauer, welche die beiden Gärten (des Reichskanzlerpalais und meiner Dienstwohnung) von einander trennt, wurde eine Thür eingebrochen, so daß es mir jetzt auch möglich war, von meiner Wohnung aus in wenigen Minuten zum Fürsten zu gelangen.

Der Dienst in der Reichskanzlei begann spät am Tage und endete spät. Damals (Schweninger war noch nicht entdeckt) erhob sich der Fürst erst gegen Mittag. Von 12 Uhr bis 6 wurde rastlos gearbeitet und dann wieder von 9 Uhr bis tief in die Nacht. Vor 1 Uhr verließ ich selten mein Bureau.

Es war nicht ganz leicht, dem Fürsten Vortrag zu halten. Er verlangte bei jeder Sache einen suscitirenden Extrakt, wie er es nannte, und behauptete, es gäbe keine noch so verwickelte Angelegenheit, aus der nicht der Kern mit wenigen Worten herausgeschält werden könne. Man gewöhnte sich allmählich daran, im Lapidarstil zu sprechen, und ich habe schließlich über Gesetzentwürfe von mehr als hundert Paragraphen in 10 Minuten referirt. Die Vorbereitung auf einen solchen Vortrag hatte freilich dann Stunden gekostet.

Sobald ein Vortrag beendet war, gab der Fürst, ohne sich einen Moment zu besinnen, seinen Bescheid. Es war erstaunlich, mit welcher Sicherheit er immer sofort die Punkte herausfand, auf die es ankam. Ich werde nachher

Ewiger Bund

einige Beispiele dafür erzählen. Niemals habe ich irgend ein Schwanken in der Entscheidung bei ihm bemerkt. Er wußte immer sofort, was er wollte. Freilich, wenn ihn eine Sache nicht näher interessirte, sagte er auch wohl: „Machen Sie, was Sie wollen".

Jede Nummer mußte in der Regel in 24 Stunden erledigt werden. Reste gab es nicht in der Reichskanzlei. Es kam aber auch vor, daß der Fürst schon nach einer halben Stunde ein Konzept verlangte, für dessen Ausarbeitung ein gewöhnlicher Sterblicher mindestens zwei Stunden Ruhe beanspruchte. Ruhe aber war ein rarer Artikel in der Reichskanzlei. Der Fürst sorgte dafür, daß man beständig in Bewegung gehalten wurde: Bald verlangte er eine Auskunft, bald gab er Einem einen Auftrag an irgend einen Minister, der sofort erledigt werden mußte (für solche Fälle hielt stets ein bespannter Wagen, die sogenannte Reichsdroschke vor dem Reichskanzlerpalais), bald wünschte er dies oder jenes in den stenographischen Berichten nachgeschlagen zu haben u. s. w. Es ist vorgekommen, daß ich vielleicht zehnmal in einer Stunde zu ihm gerufen worden bin (die Kanzleidiener liefen stets Trapp durch den Saal) und dabei brannte mir unter den Fingern ein Bericht an den Kaiser oder ein Erlaß an einen Staatssekretär, der auf das schleunigste fertig gestellt werden mußte. Das eben war das Aufreibende des Dienstes, daß Alles im Galopp ging und daß für keine Arbeit die erforderliche Muße vorhanden war. Selbst die stärksten Nerven gingen dabei allmählich in die Brüche.

Man hat viel davon erzählt, daß der Fürst gegen

Ewiger Bund

seine Räthe im dienstlichen Verkehr häufig heftig und ausfallend geworden. Ich habe nie etwas derartiges bemerkt (einen einzigen, später zu erwähnenden Fall ausgenommen). Mir gegenüber hat der Fürst nie einen andern Ton angeschlagen, als wie er zwischen Gentlemen üblich ist. Im Gegentheil, er war immer die Höflichkeit selbst und ging in dieser Beziehung viel weiter als die meisten anderen Minister, von Camphausen ganz zu schweigen. Aber freilich, man mußte ihn nicht ungeduldig und nervös machen.

Die Bureau- und Unterbeamten der Reichskanzlei standen sehr in der Furcht des Herrn. Sie wußten, daß das kleinste Versehen, der geringste Verstoß gegen die Dienstordnung nicht ungerügt blieb und vor dem donnernden Jupiter zitterten sie. Als unumstößliche Regel galt, daß Niemand vorgelassen wurde, der nicht vorher angemeldet und dann zu einer genau bestimmten Stunde „bestellt" worden war.

Eines Tages fährt der König von Sachsen vor. Der Jäger schwingt sich vom Bock und sagt zu dem Portier: „Melden Sie, daß Seine Majestät vorgefahren ist." „Ist er bestellt?" fragte der Portier. „Nein", erwidert der Jäger verblüfft. „Da kann ich ihn auch nicht melden." Weiteres Parlamentiren war nutzlos. Der König fährt von dannen. Nach einiger Zeit dämmerte es dem Portier, daß er in der strikten Ausübung seines Dienstes vielleicht des Guten doch etwas zu viel gethan haben könne, er meldete mir kleinlaut den Vorfall. Ich begab mich sogleich zum Fürsten, welcher die Sache dadurch redressirte, daß

Ewiger Bund

er den Grafen Herbert zum Könige von Sachsen schickte und um Entschuldigung des Mißverständnisses bitten ließ.

Ein andermal hatte ein Großherzog um eine Unterredung gebeten und der Fürst hatte ihm antworten lassen, es würde ihm eine hohe Ehre sein, ihn um 9 Uhr Abends zu empfangen. Ich befand mich zum Vortrag beim Fürsten, als diese Stunde heranrückte. Er bat mich um Entschuldigung, wenn er seinen Anzug wechsle, entledigte sich seines Interimsrocks und ließ sich einen Waffenrock bringen, an dem der Kammerdiener das Großkreuz des großherzoglichen Ordens befestigt hatte. Die Uhr schlug neun, ich beeilte mich, zu Ende zu kommen. Es wurde ein Viertel auf zehn, der Großherzog war noch immer nicht da. Der Fürst rief seinem Kammerdiener: „Bringen Sie mir meinen Interimsrock wieder," und zu mir gewandt, „eine Königliche Hoheit soll nicht glauben, daß ich länger als eine Viertelstunde auf ihn gewartet habe."

In diesem Moment erschien der Großherzog. Er ging, während ich mich entfernte und die Diener die Thüren aufrissen, an mir vorüber und ich sah nur noch, wie der Fürst ruhig an seinem Schreibtische sitzen blieb, scheinbar in Aktenstücke vertieft. Der Großherzog trat an den Tisch und der Fürst erhob sich mit tiefer Verneigung. „Ich glaubte schon, Euer Königliche Hoheit würden mir nicht mehr die Gnade erweisen, zu mir zu kommen. Die Uhr ist zwanzig Minuten nach neun."

War es schon zu damaliger Zeit (ich betone immer wieder, daß Schweninger noch nicht entdeckt war und daß der Fürst fast permanent an Schlaflosigkeit und nervöser

Ewiger Bund

Abspannung litt), war es schon für die höchsten Würdenträger, ja für gekrönte Häupter unter Umständen recht schwierig, an den Fürsten persönlich heranzukommen, so galt dies natürlich noch viel mehr für Künstler und Gelehrte, die irgend ein Interesse hatten, ihn zu sehen oder zu sprechen. Photographirt zu werden, war ihm ein Greuel, besonders wenn er dabei längere Zeit ruhig sitzen sollte. Den Malern gegenüber aber verhielt er sich vollständig ablehnend.

Lenbach hatte von dem Kaiser den Auftrag erhalten, den Fürsten Bismarck für die Nationalgallerie zu malen. (Viele von Ihnen werden das wundervolle Bild dort gesehen haben.) Er war in Friedrichsruh gewesen und hatte am Frühstücks- und Mittagstisch Gelegenheit gehabt, die Gesichtszüge des Fürsten zu studiren, hatte vielleicht auch einige flüchtige Skizzen anfertigen können; aber ihm für das eigentliche Bild zu sitzen, hatte sich der Fürst bestimmt geweigert. So war er genöthigt gewesen, das Bild ohne Modell, gewissermaßen aus dem Gedächtniß zu malen. Er brachte es, unbefriedigt von seiner Leistung, in das Reichskanzlerpalais. Das Bild war ähnlich, es war ja ein Lenbach, aber dennoch, das sagte Jeder, fehlte etwas: das Sprechende, Packende des Ausdrucks, namentlich der Augen. Niemand empfand das mehr, als Lenbach selbst. Er klagte mir seine Noth, und ich versprach, ihm zu helfen. Ich ließ in dem Saale, der die Arbeitsräume des Kanzlers von den Bureaus der Reichskanzlei trennt, die Staffelei mit dem Lenbach'schen Bilde aufstellen und rechts und links davon besondere Wandlampen anbringen. Während

Ewiger Bund

der Abendstunden wartete nun Lenbach in meinem Zimmer der Dinge, die da kommen sollten.

So waren, wenn ich nicht irre, mehrere Tage vergangen, als ich eines Abends den Fürsten besonders gut aufgelegt fand. Ich stellte ihm vor, indem ich betonte, daß keiner meiner Vorträge ein Staats- oder Dienstgeheimniß betreffe, wie es doch eigentlich gleichgültig sei, ob er diese Vorträge in seinem Arbeitszimmer oder in dem Vorsaale entgegennehme und machte ihm den Vorschlag, hinauszutreten und in Gegenwart Lenbachs mich weiter anzuhören.

So geschah es denn auch. Rasch wurde ein Sessel für den Fürsten herbeigeschafft, ich nahm einige Schritte von ihm mit meinen Akten Platz und Lenbach trat vor die Staffelei. Während ich, um ihm möglichst viel Zeit zu verschaffen, mit einer Umständlichkeit und Weitschweifigkeit referirte, die nach den Gepflogenheiten der Reichskanzlei geradezu unerhört war, sah Lenbach dem Fürsten mehrere Minuten fest in's Auge und fuhr dann mit dem Pinsel durch das Bild, daß Einem angst und bange hätte werden können. Aber schon nach einer Viertelstunde gewahrte man, daß eine erstaunliche Veränderung vor sich gegangen, in die Gesichtszüge war Bewegung gekommen, das Auge, ernst und tief, blickte jetzt den Beschauer an, wie wenn es wirkliches Leben habe.

Mit ähnlicher Präzision wie in Berlin, gestaltete sich der Dienst in Varzin und Friedrichsruh, wenn ich den Fürsten dorthin begleitete. Nur daß wir dort ein etwas sonderbares Leben führten, indem wir die Nacht zum Tage

Ewiger Bund

machten. Des Morgens um 11 Uhr, bis dahin schlief ich, brachten mir die Diener die eingegangenen Postsachen ans Bett, die ich öffnete, las und in verschiedene Aktendeckel auf einem Nebentisch unterbrachte. Dann kleidete ich mich an und begab mich in's Frühstückszimmer. Von der Familie war die Fürstin gewöhnlich die einzige, die um diese Zeit schon aufgestanden war. Zwischen 12 und 1 Uhr erschien der Fürst. Während er mit großem Appetit frühstückte, hielt ich meine Vorträge. Ebenso wie in Berlin, notirte ich mir am Rande der eingegangenen Sachen seine Entscheidungen, die immer augenblicklich erfolgten. Die Sache dauerte etwa eine Stunde.

Gegen 2 Uhr wurde gemeldet, daß die Pferde gesattelt seien. Wir saßen auf und machten, das Wetter mochte sein wie es wollte, einen 3- bis 4stündigen Ritt. Gewöhnlich begleitete uns die Tochter des Fürsten, die jetzige Gräfin Rantzau, oder einer der Söhne, wenn sie in Varzin anwesend waren. Auf diesem Ritte wurden bisweilen noch die wichtigsten Geschäfte erörtert. Ich ritt neben dem Fürsten wie ein Wachtmeister mit eingeknöpftem Taschenbuche, um mir etwaige Weisungen und Aufträge notiren zu können. In der frischen Luft und im Sattel wurde Manches nachgeholt, was beim Frühstück nicht volle Erledigung gefunden hatte. Wir ritten gewöhnlich Schritt oder Trapp, nur in der letzten halben Stunde, wenn es nach Hause ging, wurde eine recht starke Pace angeschlagen, so daß wir immer auf dampfenden Rossen eintrafen. Um 6 Uhr wurde dinirt, immer vier Gänge mit Sekt, Tischwein und Portwein. Die Söhne und ich hatten das

Ewiger Bund

Recht, uns besondere Lieblingsweine nach eigener Wahl aus dem Keller kommen zu lassen. Der Fürst trank gewöhnlich nur Bier aus einem silbernen Humpen. Er liebte eine kräftige Hausmannskost und es war ein Vergnügen, ihn vor einer Schüssel mit Gänseklein zu beobachten. Von den Krebsen meinte er einmal, sie hätten die sonderbare Eigenschaft, daß sie immer kleiner würden, je häufiger die Schüssel herumgehe. Das rasch servirte Diner dauerte höchstens eine Stunde. Dann begaben wir uns in den großen Salon. Der Fürst zündete sich eine Pfeife an, setzte sich an den Kamin, in den er von Zeit zu Zeit einen Holzscheit warf, und nun begann die interessanteste Stunde des Tags.

Wer jemals einem parlamentarischen Rout im Berliner Reichskanzlerpalais beigewohnt und gesehen hat, welch' eine dichte, drei und vierfache Corona sich um den Platz des Fürsten Bismarck bildete, um wo möglich jedes seiner Worte zu erlauschen, wer dann gehört hat, in wie zwangsloser Weise er sich in seinen Aeußerungen gehen ließ, der wird den Reiz ermessen können, den eine Unterhaltung mit ihm unter vier oder sechs Augen hatte. Ließ er sich auch den Parlamentariern gegenüber scheinbar gehen, in Wirklichkeit sagte er doch nichts, als was er sich zu sagen vorgenommen hatte. Am Varziner Kamin dagegen enthüllte er seine geheimsten Gedanken, hier fühlte er sich von jeder Rücksicht frei und empfand das Bedürfniß, sich auszusprechen. Unerschöpflich war er in Mittheilungen aus seiner parlamentarischen und amtlichen Vergangenheit. Man brauchte ihn nur nach irgend einem Ereigniß des

Ewiger Bund

Jahres 1848, der Frankfurter Bundestagszeit, der Konfliktszeit u. s. w. zu fragen, um ihn zu den interessantesten Erzählungen zu veranlassen. Ich darf wohl sagen, es ist fast kein Tag vergangen, an dem ich nicht bedeutsame Mittheilungen in mein Tagebuch hätte eintragen können. Leider habe ich es nicht immer gethan.

Um 9 Uhr zog sich der Fürst in sein Arbeitszimmer zurück und nun begann für mich die Zeit der Arbeit. Die beim Frühstück vorgetragenen Sachen mußten bis Mitternacht erledigt werden. Die Sache war insofern nicht ganz leicht, als ich weder einen Expedienten noch einen Kanzlisten zu meiner Verfügung hatte. Früher zu Bucher's Zeit war einmal versuchsweise ein Kanzlist in Varzin gewesen, welcher, wie dies nicht anders ging, am Mittagstische der Familie theilgenommen hatte. Als er abgelöst werden sollte, hatte er den geschmackvollen Einfall, bei der Abreise den Fürsten um den Austausch ihrer Photographien zur Erinnerung an die gemeinsam verlebten frohen Stunden zu bitten. Das war dem Fürsten denn doch etwas zu stark und er hielt es für besser, die Ablösung gar nicht kommen zu lassen. So mußte ich denn meine Konzepte selbst in's Reine schreiben, bis ich auf die glückliche Idee verfiel, mit den Ministern und Staatssekretären ein Abkommen dahin zu treffen, daß ich ihnen meine Konzepte schickte, die in Berlin in's Reine geschrieben und dann zur Kompletirung meiner Akten wieder remittirt wurden. Die Korrespondenz zwischen Varzin und Berlin ging der Regel nach unter meinem Namen. Nur ausnahmsweise ließ sich der Fürst ein Konzept zur Zeichnung vorlegen.

Ewiger Bund

Etwas nach Mitternacht war Postschluß. Die Diener erschienen, um die Briefe und sonstigen Postsachen zu kouvertiren und zu siegeln. Um halb 1 Uhr war die Tagesarbeit gethan. Es folgte die Theestunde im Zimmer der Fürstin, die sich gewöhnlich noch auf Stunden ausdehnte.

Nachdem der Fürst, der um diese Zeit die Zeitungen zu lesen pflegte, sich etwa um 2 Uhr entfernt hatte, blieben wir anderen noch gemüthlich beisammen, musizirten und plauderten oder lasen aus Zeitungen vor. Graf Herbert und ich ließen uns auch wohl einmal noch einen guten Tropfen bringen und schwangen dann den Humpen. Vor 4 Uhr kam man selten zur Ruhe.

Es ließ sich nichts Behaglicheres denken, als das Leben in Varzin und Friedrichsruh. Alles gestaltete sich hier zwanglos und anmuthend und in den wohnlichen Räumen herrschte eine Gastfreiheit, wie sie nur auf ländlichen Herrensitzen geübt werden kann. Hier draußen wollte der Fürst nichts anderes sein, als ein einfacher Landedelmann, dem es eine Freude ist, seinen Gästen das Leben angenehm zu machen. Und dennoch verleugnete er nie den grand seigneur. Sein Benehmen war stets das gleiche, einerlei, wer ihm gegenüber stand. Ob er einen Minister oder einen Gutsnachbarn an der Hausthür empfing, ob er die Frau Pastorin aus Wussow oder die Fürstin Reuß, geb. Prinzessin von Weimar, zu Tische führte, immer war seine Haltung gleich vornehm, verbindlich und ritterlich.

Es sei mir gestattet, obwohl es über den eigentlichen Rahmen meines Vortrags hinausgeht, an dieser Stelle

Ewiger Bund

mit den Gefühlen aufrichtigster Verehrung auch der Fürstin Bismarck zu gedenken. Sie ist das Vorbild einer deutschen Hausfrau genannt worden, wie ich glaube, mit Recht. Einfach und anspruchslos in ihrer Erscheinung und ihrem Denken und Empfinden war sie doch temperamentvoll, von rascher Auffassung und gesundem, den Nagel auf den Kopf treffendem Urtheil. Vom Leben verlangte sie nichts für sich; sie ging ganz in ihren Mann auf. Seine Freunde waren ihre Freunde, seine Feinde ihre Feinde; ja man darf wohl sagen: sie liebte seine Freunde und haßte seine Feinde weit intensiver noch als er. Die Sorge, die sie seiner Gesundheit widmete und die sie Tag und Nacht erfüllte, ließ sie das eigene Wohlbefinden ganz vergessen. Wenn sie auch in Berlin die Bürden fürstlicher Repräsentation mit ruhiger Sicherheit trug, am wohlsten fühlte sie sich doch in Varzin und Friedrichsruh, wo sie nichts anderes zu sein brauchte als Gattin und Mutter und Hausfrau. Auch auf mich übertrug sie etwas von der Fürsorge, mit der sie Alle umgab, die ihrem Hauswesen angehörten. Wenn ich nach längerer Abwesenheit in Varzin oder Friedrichsruh eintraf, konnte ich sicher sein, am ersten Mittag meine Leibgerichte auf dem Tische zu finden. Für meine Töchter interessirte sie sich lebhaft, und meinem Sohne, der sich damals im Kadettenkorps befand, schickte sie zu seinem Geburtstage ganze Körbe von „Fressalien“. Unaufhörlich aber beschäftigte sie der Gedanke, wie sie von ihrem Manne Sorgen und Verdrießlichkeiten fernhalten könne und sie war unerschöpflich in tausend kleinen Aufmerksamkeiten für ihn. Ihr einziger

Ewiger Bund

Ehrgeiz war, ihm in seinem Hause die treueste, zuverlässigste Stütze zu sein. Daß sie jemals auch seine politische Gehilfin gewesen, ist eine schlecht erfundene Fabel.

Ich möchte nun den Versuch machen, mit einigen Strichen den Fürsten in seiner Geistesarbeit zu schildern und Ihnen dadurch einen Blick in die Werkstätte seines Schaffens zu gewähren. Zunächst etwas rein Aeußerliches. Der Fürst schrieb selbst sehr wenig, er liebte es, zu diktiren. Nach dem Kullmann'schen Attentat, bei welchem die Kugel den Daumen seiner rechten Hand gestreift hatte, war es ihm beschwerlich, eine Gänsefeder (nur solche benutzte er) zu halten. Sein Diktiren aber war eigenthümlicher Art. Das war kein ruhiger Strom langsam dahingleitender Gedanken; er sprach stoßweise, bisweilen eine lange Pause machend, dann wieder die hervorquellenden Worte nur mit Mühe zurückhaltend, um ein Nachschreiben überhaupt zu ermöglichen. Der Reichthum seiner Gedanken und seiner Ausdrucksformen war so groß, daß er häufig zwei, drei tautologische Wendungen vorbrachte und dann hinzufügte: „Bitte, wählen Sie sich das Passendste aus." Da man den Fürsten nie unterbrechen durfte (er verlor dann seltsamerweise sofort den Faden), so war es schwer für mich, ihm zu folgen. Bucher hatte es leichter gehabt, da er zu stenographiren verstand. Mir gelang es nur selten, einen ganzen Satz nachzuschreiben. Ich mußte mich meistens damit begnügen, nur die prägnantesten Wendungen, mitunter nur ein einziges Wort aus einem Satze festzuhalten. Die spätere Ausarbeitung war so wie so meine Sache.

Ewiger Bund

Nach dem vielbesprochenen Besuche Bennigsen's in Varzin zwischen Weihnachten und Neujahr des Jahres 1877 (ich war seit Anfang Oktober ununterbrochen in Varzin gewesen und hatte mir einen längeren Weihnachtsurlaub erbeten, wurde aber in den ersten Tagen des Januar telegraphisch zurückberufen) diktirte mir der Fürst einen Bericht an den Kaiser, der nicht nur eine genaue Wiedergabe der Verhandlungen mit Bennigsen wegen seines Eintritts in's Ministerium enthielt, sondern zugleich eine hochpolitische historische Darstellung der Entwicklung unserer ganzen Parteiverhältnisse seit Einführung der Verfassung. Der Fürst diktirte ununterbrochen fünf Stunden, sage und schreibe fünf Stunden! Er sprach rascher, als gewöhnlich, ich hatte die größte Mühe, auch nur die leitenden Gedanken in abgerissener Form zu Papier zu bringen. Das Zimmer war überheizt, ich gerieth in Transpiration und fürchtete einen Schreibkrampf zu bekommen. Rasch entschlossen und ohne ein Wort zu sagen, zog ich meinen Rock aus, warf ihn über den Stuhl und fuhr in Hemdsärmeln fort zu schreiben. Der Fürst, auf und nieder gehend, sah mich zuerst etwas erstaunt an, nickte mir dann aber verständnißvoll zu und ließ sich im Diktiren nicht unterbrechen.

Als ich nun an die Ausarbeitung des Berichtes ging — es wurde eine kleine Broschüre — staunte ich über die tadellose Disposition des Ganzen. Jede angeführte Thatsache und jede Schlußfolgerung stand an der richtigen Stelle; es war eine schnurgrade Auseinandersetzung ohne Wiederholungen und Seitensprünge. Das eben war das Bewunderungswerthe in dem geistigen Schaffen des Fürsten:

Ewiger Bund

er konnte wohl einmal aus der Konstruktion des einzelnen Satzes fallen, fiel aber nie aus der logischen Folge der Gedanken.

Die geistige Produktivität des Fürsten war so rastlos, daß sie auch beim Lesen nicht ruhte. Er las immer mit dem Bleistift in der Hand. Selbst zu den Leitartikeln der Zeitungen machte er seine Randbemerkungen und verschwendete bisweilen die geistreichsten und witzigsten Glossen an die ephemeren Leistungen eines beliebigen Tagesblattes. Aber nicht nur das. Er korrigirte auch mit seinem Bleistift stilistische Inkorrektheiten oder Verstöße gegen die Syntax, wo er sie fand. Hatte er eine Zeitung gelesen, so warf er sie achtlos unter den Tisch. Die Diener brachten sie mir nachher und ich habe viele aufbewahrt, die mit den ergötzlichsten Randbemerkungen versehen sind.

Noch ausgiebiger waren diese Randbemerkungen natürlich, wenn er eine politische Broschüre in die Hand nahm. Ich habe hier eine solche, betitelt „Die Secession", im Jahre 1881 erschienen, die er mir als Andenken überlassen hat. Sie wurde seiner Zeit, ohne Widerspruch zu erfahren, dem Abgeordneten Bamberger zugeschrieben. Wie Sie sehen, ist sie mit Bleistiftnotizen bedeckt, fast jede Seite zeigt solche. Ich will nur einige wenige herausgreifen, um Ihnen zu zeigen, wie charakteristisch sie nach Form und Inhalt sind.*)

Auf Seite 22 wird in der Broschüre gesagt: „Außer Richelieu hat kein Minister in der Geschichte Frankreichs figurirt, der sich an Bedeutung mit Bismarck messen

*) Siehe das beigefügte Facsimile.

Ewiger Bund

könnte. Aber wer möchte ohne zu lächeln die Parallele ziehen hören zwischen den parlamentarischen Gegnern des deutschen Kanzlers und den Widersachern des französischen Kardinals! Dort alle Großen des Landes, Mutter und Bruder eines Königs, Prinzen von Geblüt, Marschälle und Favoriten, Exil, Bastille, Schaffot, Schwert und Dolch, die heißen Wallungen des italienischen und französischen Temperaments. Und hier — die armen unschuldvollen deutschen Liberalen."

Fürst Bismarck hat an den Rand geschrieben: „hier etwa nicht! sancta simplicitas! hier keine Konservativen, keine Kreuzzeitung, kein Zentrum, keine Reichsglöckner, keine Hofintriguen, kein Klotz, Richter, kein Goltz, kein Harry Arnim, keine —? keine Kollegen?! keine Geheimen Räthe?!!"

Auf Seite 28 heißt es mit Bezug auf eine frühere Aeußerung des Fürsten, daß er von Fragen der inneren Gesetzgebung nichts verstehe, dafür lasse er Delbrück oder Andere, die es anginge, sorgen: „Ist ihm, da wir doch schließlich dem von ihm selbst abgegebenen Zeugniß glauben dürfen, die höchste und tiefste Einsicht über Dinge, denen er sich bis dahin ferngehalten, im Handumdrehen zugeflogen?"

Der Fürst bemerkt dazu: „Nein; aber ich habe nach langem Widerstreben erkannt, daß die Anderen ebenso unwissend, nur weniger bescheiden waren als ich."

Auf derselben Seite etwas weiter unten: „Er müßte nichts mehr von dem oft gezeigten Sinn für die Grenzen menschlicher Vollkommenheit haben, wenn ihm nicht manch-

Ewiger Bund

mal mitten in den großen Anläufen zum Umbau des ganzen Staats- und Verkehrslebens vor der ihm zuerkannten Gottähnlichkeit bange würde."

Randbemerkung des Fürsten: „Gewiß und das würden B. u. D. nie; darin besteht mein Vorzug; ich lerne, die nicht, sie lehren nur."

So geht es Seite für Seite fort.

Wurde dem Fürsten ein Konzept vorgelegt, so korrigirte er, auch wenn er es selbst diktirt hatte, mit der peinlichsten Sorgfalt; es mußte bisweilen zwei-, dreimal umgeschrieben werden. Er konnte sich niemals genug thun in der Präzision und Klarheit des Ausdrucks und daher kommt es, daß alle Schriftstücke, die von ihm ausgegangen sind, ein geradezu klassisches Deutsch enthalten. Mit Recht hat man ihn einen der größten Prosaiker der deutschen Literatur genannt. Dabei bediente er sich immer der einfachsten und natürlichsten Ausdrucksweise, vom Kanzleistil findet sich nie eine Spur. Rücksichtslos beseitigte er alle Superlative; je schlichter das Wort, desto größer der Eindruck, behauptete er. Ich brauche nur an das geflügelte Wort vom „ehrlichen Makler" zu erinnern, um darzuthun, wie zutreffend diese Auffassung ist.

Auf seine parlamentarischen Reden bereitete er sich sorgfältig vor, aber nur selten machte er sich dabei Notizen. Selten hat er mehr als ein Quartblatt mit in den Reichstag genommen und seine glänzendsten Reden sind die völlig improvisirten gewesen. Meine Aufgabe war es, mich ebenfalls auf das Thema, das im Reichstage erörtert werden sollte, nach Möglichkeit vorzubereiten. Wenn ich dann,

Ewiger Bund

neben ihm am Bundesrathstische sitzend, ihm während einer Rede eine meiner Notizen zuschob, so benutzte er diese mit erstaunlicher Geistesgegenwart.

Unterstützt wurde er in seiner ganzen Geistesarbeit durch ein eisernes Gedächtniß, das nie seinen Dienst versagte, und das ihn befähigte, alles Beweismaterial für seine Ausführungen, Thatsachen und Zahlen und, wenn es sein mußte, auch Citate, jederzeit vollständig zur Verfügung zu haben. Dieses Gedächtniß hat ihn auch heute noch nicht verlassen. Als ich ihn vor drei Jahren in Varzin besuchte, saßen wir Abends stundenlang allein beisammen und er erzählte fast ununterbrochen. Dabei passirte es nie, daß ihm ein Name fehlte oder daß er bei Angabe eines Datums oder einer Zahl unsicher war.

Die Gabe, sich rasch zu entschließen und seinen Entschlüssen die präziseste Form zu geben, war ihm in wohl einzig dastehender Weise verliehen. Ich will dafür ein paar sprechende Beispiele erzählen:

Eines Tages war der Justizminister Friedberg in Varzin zum Besuch und nahm an dem gemeinschaftlichen Frühstück theil, während ich, wie gewöhnlich, über die am Morgen eingegangenen Sachen referirte. Es schwebten damals Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn wegen Erneuerung des Handelsvertrages. Die österreichischen Unterhändler weigerten sich, die von uns geforderten Konzessionen zu machen, verlangten dagegen ihrerseits Zugeständnisse, die weit über die Festsetzungen des bisherigen Handelsvertrages hinausgingen. Sieben oder acht Differenzpunkte lagen vor, über die keine Einigung erzielt werden konnte.

Ewiger Bund

Die Unterhandlungen drohten zu scheitern. Der deutsche Botschafter in Wien hatte über die Sachlage berichtet und das preußische Staatsministerium über seine Stellungnahme in einer langen Sitzung eingehend berathen, ohne sich schlüssig machen zu können. Jetzt wurde die Entscheidung des Fürsten angerufen. Nachdem ich die Differenzpunkte einzeln aufgezählt, sagte der Fürst, indem er in größter Gemüthsruhe ein Ei aufklopfte, ohne sich auch nur einen Moment zu besinnen: „Antworten Sie: ad 1. Diese Konzession will ich zur Noth machen; ad 2. fällt mir gar nicht ein; ad 3. das muß späteren Vereinbarungen vorbehalten bleiben u. s. w. Die Entscheidung über sämmtliche Punkte kam wie aus der Pistole.

Nachher nahm mich Friedberg in eine Fensternische und sagte: „Was ist das für ein Mann! Da haben wir in Berlin sechs Stunden debattirt und sind zu keinem Entschluß gekommen. Und hier wird die Sache beim Frühstück in sechs Minuten erledigt!“

Ein zweites Beispiel: Nach dem Präliminarfrieden von San Stefano, der den letzten russisch-türkischen Krieg beendete, drohten bekanntlich europäische Verwicklungen. Der damalige russische Botschafter in London, Graf Peter Schuwaloff, einer der bedeutendsten Staatsmänner, den Rußland je gehabt hat, sah in der Zusammenberufung eines Kongresses der Großmächte und zwar unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck den einzigen Ausweg aus der Sackgasse, in die Rußland durch den Uebereifer einiger seiner Diplomaten gerathen war. Er reiste nach Petersburg und es gelang ihm hier, den russischen Kaiser für

Ewiger Bund

seine Idee zu gewinnen. Mit der Zustimmung des Kaisers zum Kongresse in der Tasche, begab er sich auf den Rückweg und telegraphirte von irgend einer Zwischenstation an den Fürsten Bismarck, er werde Abends in Friedrichsruh eintreffen. Wir warteten auf ihn mit dem Mittagsessen. Bei Tische war von Politik nicht die Rede, Graf Schuwaloff erzählte kleine pikante Geschichten aus Petersburger Hofkreisen, Fürst Bismarck frischte Erinnerungen an seine letzten Besuche in Rußland auf. Nach Tische begaben sich die Beiden in das Arbeitszimmer des Fürsten. Graf Herbert Bismarck und ich warteten derweil in dem Zimmer nebenan, wo Herbert zu arbeiten pflegte. Wie lange die Unterredung zwischen dem Fürsten und Schuwaloff gedauert hat, vermag ich genau nicht anzugeben; länger als zwanzig Minuten oder eine halbe Stunde gewiß nicht. Dann erschien der Fürst in der Thür, einen Bogen Papier in der Hand, auf dem das ganze Programm des einzuberufenden Kongresses niedergeschrieben war. Er diktirte uns dieses Programm sowie die Einladungsschreiben an die Großmächte und eine Instruktion an unsere Botschafter, die noch in derselben Nacht in chiffrirten Depeschen befördert wurde. Das Programm wurde demnächst von allen Großmächten in seinem ganzen Wortlaute acceptirt. Nur ein einziges Wort wurde, wenn ich mich recht erinnere, auf den Wunsch Englands geändert.

Als ich am nächsten Morgen mit dem Grafen Schuwaloff im Friedrichsruher Park promenirte, äußerte sich dieser über den Fürsten fast genau mit denselben Worten, wie Friedberg.

Ewiger Bund

Eins der Geheimnisse seiner Erfolge war, daß der Fürst von der auswärtigen Politik abgesehen, die er spielend leitete, eigentlich niemals zwei Eisen im Feuer hatte, sondern immer nur ein großes Ziel verfolgte und deshalb zu dessen Erreichung seine ganze konzentrirte Kraft einsetzen konnte. So hat er nacheinander den Kulturkampf, die Wirthschaftsreform, die Einbeziehung Hamburgs in den Zoll-Verein, die Verstaatlichung der Eisenbahnen u. s. w. betrieben. Langsam und zögernd ging er an Fragen heran, die auf einem ihm fremden Gebiete lagen. Hatte er sich aber erst einmal auf diesem Gebiete orientirt, so zog er alle Konsequenzen seiner neu gewonnenen Anschauungen mit entschlossener Sicherheit.

Für mich besonders interessant war, zu beobachten, wie sich in ihm der Plan der Zollreform entwickelte und festsetzte. Ich hatte mich von Jugend auf mit handelspolitischen Studien beschäftigt, schon als Gymnasiast hatte ich List's System der politischen Oekonomie gelesen und während meiner Universitätszeit waren meine ketzerischen Zweifel an den Dogmen des allein seligmachenden Freihandels nur noch gewachsen. In meiner späteren amtlichen Thätigkeit als Landrath eines industriereichen rheinischen Kreises hatte ich dann täglich Gelegenheit gehabt, meine theoretischen Ansichten mit der Praxis zu vergleichen. Ich hatte aus nächster Nähe gesehen, wie schwer namentlich unsere Eisenindustrie gegen die englische Konkurrenz zu kämpfen hatte, die damals, im Anfange der siebziger Jahre, in Folge schwindelhafter Ueberproduktion den deutschen Markt mit Roheisen und Eisenwaaren überschwemmte, wie

Ewiger Bund

widerstandslos sie ferner der französischen Konkurrenz gegenüberstand, die durch illoyal gehandhabte Ausfuhr-Prämien begünstigt wurde. Vor meinen Augen waren die Hochöfen ausgeblasen, die Hammerwerke in Stillstand gerathen und Tausende von Arbeitern brotlos geworden. Mit zwingender Gewalt hatte sich in mir die Ueberzeugung festgesetzt, daß nur eine energische Schutzzoll-Politik hier Wandel schaffen könne.

Auf Aeußerungen, die ich in diesem Sinne gelegentlich machte, reagirte der Fürst anfänglich nur wenig oder gar nicht. Er war in freihändlerischen Traditionen aufgewachsen und hatte sich, von wichtigeren Aufgaben vollauf in Anspruch genommen, seit Jahren daran gewöhnt, die Leitung unserer Handelspolitik Delbrück und Camphausen zu überlassen. Wohl mochten ihm im Laufe der Jahre hier und da Zweifel darüber aufgestoßen sein, ob diese Leitung den nationalen Interessen wirklich entspreche; er hatte aber doch, um den Bestand des Ministeriums nicht zu gefährden, in den wichtigsten Fragen immer nachgegeben und selbst, wenn auch nach einigem Widerstreben, in die Aufhebung des letzten Restes der Eisenzölle im Jahre 1876 eingewilligt. (Der Einzige, der damals die verhängnißvollen Wirkungen dieser Maßregel mit voller Klarheit übersah, war der Kaiser. Das Protokoll der Kronrathssitzung vom 24. Oktober 1876 kann darüber Auskunft geben.)

Auch die sogenannte öffentliche Meinung segelte zu jener Zeit, von wenigen Ausnahmen abgesehen, im freihändlerischen Fahrwasser. Kein Wunder also, daß der

Ewiger Bund

Fürst sich ausgesprochen schutzzöllnerischen Ideen gegenüber ablehnend verhielt, zumal wenn sie in dem Gewande theoretischer Deduktionen auftraten.

Da erzielte ich eines Abends mit einer kleinen Geschichte eine merkwürdige Wirkung. Ich hatte in meinem früheren landräthlichen Kreise einen Säge-Fabrikanten kennen gelernt, dessen Geschäftsgeheimniß darin bestand, seinen Laubholzsägen eine so große Geschmeidigkeit zu geben, daß sie zusammengerollt werden konnten und nie der Gefahr des Zerbrechens ausgesetzt waren. Diese Sägen fanden reißenden Absatz in Süddeutschland, namentlich im Schwarzwalde. Das Geschäft florirte und der Mann war auf dem besten Wege, wohlhabend zu werden. Plötzlich tauchten Sägen von ähnlicher Art in Frankreich auf; ein dortiger Konkurrent hatte das gleiche Mittel gefunden, sie geschmeidig zu machen. Durch Anwendung der Titres d'acquits-à-caution (das sind Anweisungen auf rückzahlbare Zollausgaben), gelang es nun diesem Konkurrenten, die deutschen Sägen vom süddeutschen Markte vollständig zu verdrängen. Die Sache spielte sich sehr einfach ab. Jeder französische Fabrikant, der Eisen- oder Stahlwaaren in das Ausland ausführte, erhielt von der Zollverwaltung einen Schein, der ihn berechtigte, eine gleiche Quantität Roheisen zollfrei aus dem Auslande einzuführen. Diesen Schein konnte er beliebig verkaufen. Gelang ihm dies, so war er im Stande, den Preis seiner Waaren im Auslande um die Summe niedriger zu normiren, die ihm für den verkauften Acquit gezahlt worden war. In dem vorliegenden Falle entsprach diese Summe ziemlich genau dem

Ewiger Bund

Geschäftsgewinn, den mein Freund machen mußte, wenn er bestehen wollte. Seine Sägen kosteten ihm, um eine beliebige Summe zu nennen 10, er konnte sie, wollte er einen Profit machen, nicht unter 11 verkaufen, dem Franzosen kosteten sie gleichfalls 10, er brauchte aber keinen Profit, denn diesen hatte er schon durch die Veräußerung seiner Acquits gemacht. Dem Franzosen war es mithin ohne Schaden möglich, seine Waaren in Deutschland für 10, d. h. für die Herstellungskosten loszuschlagen. Der Fabrikant im Kreise Mettmann konnte in Folge dessen nicht mehr konkurriren; er war ruinirt.

Auf den Fürsten machte diese kleine Erzählung einen sichtlichen Eindruck. Ich mußte noch an demselben Abend an die Minister Camphausen, Hofmann und von Bülow schreiben, um sie zu veranlassen, amtliche Erhebungen über die Handhabung der titres d'acquit an der französischen Grenze anzustellen. Daran knüpfte sich das Verlangen, eine Untersuchung über die Lage der deutschen Eisen-Industrie zu veranstalten. Das schutzzöllnerische Steinchen war in's Rollen gekommen.

Und es wuchs im Laufe der nächsten Monate zu einer Lawine, die das ganze bisher unumschränkt herrschende Freihandelssystem zertrümmern sollte. Der Fürst begann, sich mit den wirthschaftlichen Fragen eingehend zu beschäftigen. Er ließ sich die Berichte der rheinisch-westfälischen Handelskammern vorlegen, verglich die Listen über Ein- und Ausfuhr, las die Flugschriften des Zentralverbandes deutscher Industrieller und Alles, was sonst zur Orientirung über die wirthschaftliche Lage dienen konnte.

Ewiger Bund

Immer mehr vertiefte er sich in die Details der einzelnen Erwerbszweige und immer deutlicher wurde ihm der allgemeine Nothstand. Seine Gedanken umkreisten unausgesetzt den einen Punkt, wo der Hebel zur Abhilfe anzusetzen sei.

Und schon nach wenigen Wochen war dieser Punkt gefunden. Das neue System unserer Handelspolitik stand in großen Umrissen klar vor seinen Augen. Die Formel, an der es aufgebaut wurde, war im Grunde sehr einfach und doch im hohen Grade überraschend. Sie lautete: Schutz der gesammten produktiven Arbeit. Bisher hatten die eifrigsten Vorkämpfer für eine Zollreform nur den Schutz der Industrie verlangt, an die Landwirthschaft hatte Niemand gedacht. Der Fürst aber erkannte mit klarem Blick die Interessengemeinschaft beider.

Als er zum ersten Mal das Wort „Getreidezölle" aussprach, erschrak ich, offen gestanden. Getreidezölle paßten so absolut nicht in irgend ein gangbares volkswirthschaftliches System, auch nicht in das List'sche, das bekanntlich den Zollschutz für alle Erzeugnisse der Industrie, aber die freie Einfuhr aller Rohstoffe und Lebensmittel fordert. Bald aber überzeugte ich mich, daß hier in der That ein großartiger Gedanke zur Reife gekommen, daß wieder einmal alle Theorie grau sei und daß das unendlich schwierige Problem einer durchgreifenden Wirthschaftsreform nur nach rein praktischen Gesichtspunkten und nicht nach Lehrsätzen der Schulweisheit gelöst werden könne.

Ich will hier das Weitere übergehen, um meinen

Ewiger Bund

Vortrag nicht zu sehr auszuspinnen. Nur das Eine will ich noch bemerken: Als im Januar 1879 die Zolltarif-Kommission zusammentrat und nun an die Erörterung zahlloser Einzelfragen herangetreten wurde, beherrschte Fürst Bismarck das gesammte Gebiet der Handelspolitik mit einer Sicherheit, als ob er zeitlebens nur volkswirthschaftliche Studien betrieben hätte. Und doch hat er meines Wissens nie, wenigstens so lange nicht, als ich in seiner Nähe war, ein Lehrbuch der Nationalökonomie in der Hand gehabt.

Wie Sie wissen werden, gehörte auch ich der Zolltarif-Kommission an, die unter dem Vorsitz des früheren Württembergischen Ministers von Varnbüler tagte. Ich wurde zum Referenten für die Getreidezölle ernannt, der nachherige Minister von Boetticher war Korreferent. Unsere Aufgabe war keine leichte, da es an allen statistischen Unterlagen für unsere Arbeit fehlte. Die übrigen Referenten (für Eisen-Textil-Waarenzölle u. s. w.) hatten es wesentlich besser. Ihnen standen die Erfahrungen zu Gebote, die man nicht nur in Deutschland, sondern in allen übrigen Großstaaten seit Jahrzehnten gemacht hatte. Sie marschirten auf einem festen Boden. Die Getreidezölle aber waren ein novum, bei dem alle Vergleichsobjekte fehlten. Jeder Schritt vorwärts mußte mit großer Vorsicht gemacht werden. Auch begegneten unsere Vorschläge schon im Schoße der Kommission dem heftigsten und hartnäckigsten Widerstande. Wenn es dennoch gelang, in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch endlose Korrespondenzen mit Konsulaten, kaufmännischen Korporationen und sonstigen

Ewiger Bund

Sachverständigen das nöthige Material zu beschaffen, um die Vorschläge formuliren und ausführlich begründen zu können, die später die Zustimmung des Bundesraths und Reichstags fanden, so war dies nur möglich unter Aufbietung des letzten Hauches der Arbeitskraft. Meine Aufgabe war eine doppelt schwierige, als ich daneben die Geschäfte der Reichskanzlei fortführte. Die Sitzungen der Kommission dauerten von 10 Uhr Morgens bis 4 oder 5 Uhr Nachmittags. Dann speiste ich gewöhnlich beim Fürsten, um ihm während des Diners über den Fortgang unserer Arbeiten Vortrag zu halten. Und dann saß ich in meinem Bureau bis tief in die Nacht hinein. Häufig bin ich erst beim Tagesgrauen nach Hause gekommen.

Nicht besser wurde es, als demnächst die Verhandlungen im Reichstage begannen und ich als Kommissar des Bundesraths dort die Getreide- und Viehzölle zu vertheidigen hatte. Als Abgeordneter Reden zu halten, ist keine Kunst. Es gehört nur etwas Uebung und ein gewisses Quantum Unverfrorenheit dazu. Man braucht nicht zu sprechen, wenn man nicht aufgelegt ist, und kann zu jeder Zeit frühstücken. Aber im Reichstage als Vertreter der Reichsregierung auf jeden Angriff antworten zu müssen und deshalb gezwungen zu sein, mit unausgesetzter Aufmerksamkeit auch den thörichtsten Reden zu lauschen, das ist ein Vergnügen so sonderbarer Art, daß Niemand, der es einmal gekostet hat, nach seiner Wiederholung verlangen wird.

Als ich im Sommer 1879 kurz vor Schluß des Reichstags eines Morgens zum Fürsten in's Zimmer trat, er-

Ewiger Bund

schrak er. „Um Gottes willen, wie sehen Sie aus! Noch heute Abend reisen Sie an die See oder in's Gebirge und kommen Sie mir in acht Wochen nicht wieder vor die Augen!“ Ich benutzte dankbarlichst den in dieser drastischen Weise gewährten Urlaub und reiste in der That in der Nacht noch nach Westerland-Sylt. Es war die höchste Zeit, sonst wäre ich rettungslos zusammengebrochen. —

Um die Eigenart des Fürsten Bismarck auch Ferner-stehenden verständlich zu machen, dürfte es erwünscht sein, auf einzelne besonders charakteristische Seiten seines Wesens noch einige Streiflichter fallen zu lassen.

Seiner Geisteskraft entsprach sein Selbstbewußtsein. Er konnte sich Alles zutrauen, that es aber auch. Dagegen wurde es ihm nicht leicht, ein fremdes Verdienst anzu-erkennen. An den Leistungen seiner Minister-Kollegen namentlich übte er eine Kritik, die nicht gerade den Charakter nachsichtigen Wohlwollens an sich trug. Sein Selbst-bewußtsein, gepaart mit einer starken Dosis Menschenver-achtung, verleitete ihn überhaupt nicht selten, Freunde und Feinde zu unterschätzen. Er sah in den Freunden dann nur willenlose Werkzeuge seiner Pläne, Schachfiguren, die er beliebig auf dem Brette seiner Politik hin- und her-schieben und auch opfern konnte, wenn dies in's Spiel paßte, in seinen Feinden nur Schurken und Dummköpfe. Ich habe nie gefunden, daß er einem Gegner volle Ge-rechtigkeit hat widerfahren lassen. Dazu war er zu leiden-schaftlich, zu impetuos, zu kampflustig. In dieser, wie in mancher anderen Beziehung glich er Luther. Jeder, auch der kleinste Angriff reizte ihn zur Gegenwehr und er war

Ewiger Bund

stets bereit, einen Nadelstich mit einem Degenstoß zu vergelten. Daß er bei dieser Freude am Kampfe bisweilen mit Kanonen auf Spatzen geschossen hat, läßt sich nicht leugnen. Aber die Spatzen zwitscherten zu unverschämt und es war gerade kein leichteres Gewehr zur Hand.

Bei aller Kraft und Erregbarkeit seines Temperaments blieb doch ein kühler Realismus der Grundzug seines Wesens. Er sah die Dinge, wie sie wirklich sind, unbeeinflußt durch schwächliche Empfindsamkeit. Er mag die ganze Skala der Gemüthsbewegungen durchgemacht haben und zwar mit der vollen Wucht seiner Persönlichkeit („ich habe nicht schlafen können, ich habe die ganze Nacht gehaßt", sagte er mir eines Morgens) — ich glaube aber nicht, daß er jemals sentimental oder pathetisch geworden ist. Wie jede Phrase war ihm jede Pose verhaßt und Posiren würde er es genannt haben, hätte er eine weichliche oder künstlich forcirte Stimmung zur Schau getragen.

Daß die Politik eine Kunst und keine Wissenschaft sei, — dieses Wort von ihm ist zu einem geflügelten geworden. Er selbst fühlte sich als ein Virtuose der Staatskunst, der sein Instrument souverän beherrscht. Sein Gesichtskreis ging weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus und er war völlig frei von dem Chauvinismus der vulgären Vaterlandsliebe; er nannte sich selbst wiederholt einen Europäer. Alle Dinge, Personen wie Ereignisse beurtheilte er zunächst nach ihrem Verhältniß zu seiner Staatskunst; sonstige persönliche rein menschliche Beziehungen traten daneben zurück. Als ich ihm, der einsam im Sachsenwalde promenirte, die Nachricht von

Ewiger Bund

dem Nobiling'schen Attentate brachte, war sein erstes Wort: „Jetzt lösen wir den Reichstag auf!“ — Blitzschnell kombinirte er alle Folgen, die das erschütternde Ereigniß auf den Gang unserer inneren Politik haben konnte. Dann erst erkundigte er sich theilnehmend nach dem Befinden des Kaisers und nach den Einzelheiten des Attentats.

Nur in seinem Familienleben, das geradezu ideal genannt werden muß, in seinem Verhältniß zu Frau und Kindern war von berechnender Kälte nichts zu finden; hier herrschte eine gemüthvolle Lässigkeit. Als Gatte und Vater konnte er schwach sein, wie jeder andere Gatte und Vater und in seinem eigenen Hause ist der große Diplomat wohl auch einmal den kleinen diplomatischen Künsten erlegen, die gegen ihn von seinen Angehörigen, — ich bekenne, bisweilen unter meiner Mitwirkung — in Scene gesetzt wurden.

Außer seiner Familie widmete er nur wenigen Auserwählten eine herzliche, aufrichtige Zuneigung. Dagegen war er ein großer Freund der Thiere, namentlich der Hunde, die im Bismarck'schen Hause sich alles erlauben durften. Mit grimmigen Worten äußerte er sich über die Vivisektoren, diese „Hundeschlächter“ und jede gegen ein Thier verübte Grausamkeit regte ihn leidenschaftlich auf. Als es mit seinem Sultan, „seinem besten Freunde“, zu Ende ging, fand ich ihn in seinem Arbeitszimmer auf dem Teppiche sitzend, den sterbenden Hund im Schooße, dem er liebevoll den Kopf streichelte. Mehrere Tage nachher hat er kein Wort gesprochen.

Ewiger Bund

Ebenso groß war seine Liebe zur Natur. Er kannte den landwirthschaftlichen Betrieb bis in die kleinsten Details und überraschte häufig seine Pächter und Inspektoren durch seine fachmännischen Bemerkungen. Am wohlsten aber fühlte er sich unter seinen Bäumen. Jede alte Eiche und Buche kannte er persönlich und mit Sorgfalt und Sachkunde überwachte er die jungen Kulturen in seinen Forsten. Mehr als einmal habe ich von ihm, halb im Scherz, halb im Ernst die Bemerkung gehört, er habe doch eigentlich seinen Beruf verfehlt, er hätte Förster werden sollen. Einmal verstieg er sich sogar zu der ehrgeizigen Behauptung: wenn er sich der Forstkarriere gewidmet hätte, würde er es bis zum Oberlandforstmeister gebracht haben.

In hohem Grade entwickelt war bei ihm der Sinn für Humor. Seine Briefe, seine Reden, seine Tischgespräche liefern hierfür ja hundertfältige Beispiele. Ich möchte eine Geschichte erzählen, die beweist, daß der Humor bisweilen auch in der höheren Politik eine entscheidende Rolle gespielt hat. Diese Geschichte ist charakteristisch für den Fürsten, charakteristisch für den Geschäftsbetrieb in der Reichskanzlei, charakteristisch auch für meinen verehrten Freund Hobrecht, dessen liebenswürdige Natur ebenfalls mit einer starken humoristischen Ader durchsetzt ist. Ich trage um so weniger Bedenken sie mitzutheilen, als sie, wie ich zufällig weiß, doch in nächster Zeit in Poschinger's Werk: Fürst Bismarck und der Bundesrath mit ausdrücklicher Zustimmung Hobrecht's veröffentlicht werden wird.

Nach dem Abgange Camphausens als Finanzminister

Ewiger Bund

war es nicht leicht, einen Nachfolger für ihn zu finden. Mochte man denken wie man wollte über Camphausen als Staatsmann, — als Finanz-Techniker genoß er eines wohlverdienten Rufes und Jeder mußte sich sagen, daß es keine leichte Aufgabe sein werde, in die Fußtapfen eines Mannes zu treten, der trotz seltener Begabung, ungewöhnlicher Erfahrung und beispielloser Popularität bei den Parlamentsmajoritäten in seiner gesammten Finanzpolitik doch eigentlich Fiasko gemacht hatte.

Ich erhielt von dem Fürsten den Auftrag, mit verschiedenen höheren Beamten wegen Uebernahme des Finanz-Portefeuilles persönlich zu verhandeln. Alle lehnten ab. Der Fürst setzte sich direkt mit anderen in Verbindung, der Erfolg war ebenso negativ. Als ich eines Morgens in sein Zimmer trat, gab er mir mehrere Absagebriefe, die er erhalten hatte, und sagte dann, er habe nun das Staats-Handbuch von vorne und hinten durchgesehen, könne aber Niemanden mehr finden, dem noch das Finanz-Ministerium anzubieten sei, ausgenommen Stephan; bei diesem wolle er heute noch einen letzten Versuch machen. „Wissen Sie denn Niemanden?" Ich nannte einige Namen, die aber sämmtlich keinen Anklang fanden. Nun war auch mein Latein zu Ende. Der Fürst strich seine Augenbrauen, blickte sinnend zum Fenster hinaus und sagte in scherzendem Tone: „Wozu habe ich denn eigentlich einen vortragenden Rath, wenn er mir nicht einmal Minister verschaffen kann. Besinnen Sie sich noch einmal gründlich. Bis heute Abend verlange ich von Ihnen einen Finanzminister, lebendig oder todt!"

Ewiger Bund

Ich durchblätterte nun auch meinerseits noch einmal das Staats-Handbuch, aber nichts Geeignetes wollte sich finden lassen.

So kam der Abend heran. Es war Donnerstags, wo sich unser Klub in der Potsdamerstraße versammelte, dem Julian Schmidt, Herman Grimm, Heinrich von Treitschke und andere interessante Persönlichkeiten angehörten. Auch die Gebrüder Hobrecht, der Oberbürgermeister und der Stadtbaurath waren ständige Besucher. Ich ging gegen Mitternacht dorthin, verdrießlich und abgespannt. Der Baurath James Hobrecht, neben dem ich Platz nahm, begann ein Gespräch über die gegenwärtige Minister-Krisis, an dem ich nur widerwillig theilnahm, so daß er mich fragte, warum ich heute so pensiv sei. Ich erwiderte, daß ich Jemanden vergeblich gesucht hätte, und fragte dann, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, ob sein Bruder Arthur, der Oberbürgermeister, heute Abend noch erscheinen werde. Dabei schoß mir wie ein erleuchtender Blitz der Gedanke durch den Kopf, ob Arthur Hobrecht nicht etwa der Gesuchte, d. h. der neue Finanzminister, sein könne und seltsamerweise erschien in diesem Augenblicke ein Kanzleidiener, der mich zum Fürsten berief. Während ich zum Reichskanzler-Palais fuhr, überlegte ich mir die Sache. Als ich in das Schlafzimmer des Fürsten trat, der sich bereits zu entkleiden begonnen hatte, empfing mich dieser mit den Worten: „So, nun hat Stephan auch abgelehnt! Pötter, wat makt wi nu?*)." Ich erwiderte, daß ich einen

*) Diese Aeußerung bezog sich auf eine Anekdote, die der Fürst gern erzählte: Ein Großherzog von Mecklenburg, ich weiß nicht, ob

Ewiger Bund

Finanzminister gefunden zu haben glaubte, und nannte frischweg Hobrecht. Der Fürst besann sich eine Weile und äußerte dann: „Gedacht habe ich an den auch schon; ich glaube aber nicht, daß er annehmen wird.“ Dann fragte er mich, ob ich mit Hobrecht so genau bekannt sei, daß ich ihn noch in dieser Nacht überfallen und fragen könne, ob er Minister werden wolle. Ich bejahte dies. Der Fürst bat mich nun, Hobrecht sofort aufzusuchen und ihm Nachricht zu bringen. Er werde nicht einschlafen, bis ich zurückgekehrt sei.

Es war nach 1 Uhr Nachts, als ich an Hobrecht's Wohnung klingelte. Der Diener, der mich kannte, theilte mir mit, daß der Herr Oberbürgermeister noch in einer Abendgesellschaft sei, aber jeden Augenblick zurückkehren könne, und führte mich dann auf Verlangen in Hobrecht's Arbeitszimmer. Hier fand ich auf dem Sofatisch das letzte Heft der „Preußischen Jahrbücher“ aufgeschlagen und zwar bei einem Treitschke'schen Essay über die Geschichte des Zollvereins. Ich las die kurze lebendige Schilderung der ersten Wirksamkeit des Finanzministers von Motz. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde erschien Hobrecht im Frack und weißer Binde. Haltung und Sprache ließen zweifellos erkennen, daß er aus einer fröhlichen Gesellschaft kam. Er war natürlich höchst erstaunt über meine Anwesenheit zu so später Nachtstunde und dies Erstaunen wich nicht, als ich ihm möglichst

von Schwerin oder Strelitz, spielte an der Bank zu Doberan und besetzte dieselben Nummern, wie ein neben ihm stehender, reich gewordener Töpfermeister. Als beide ihr Geld vollständig verjeut hatten, fragte der Großherzog: „Na Pötter, wat makt wi nu?“ „Oh“, erwiderte der Töpfermeister: „Hoheit schriewen Stüern ut, un ik mak Pött.“

Ewiger Bund

unbefangen sagte, ich sei gekommen, um bei ihm noch eine Cigarre zu rauchen und eine Flasche Selterswasser zu trinken. Beides wurde herbeigeschafft. Hobrecht entledigte sich seines Gesellschaftsanzuges und setzte sich mir dann behaglich und neugierig gegenüber, mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommend, daß ich ihm noch etwas Besonderes mitzutheilen habe. Als er mich endlich direkt darauf anredete, erwiderte ich: „Gewiß, ich wollte Sie nur beiläufig fragen, ob Sie nicht Lust haben, Finanzminister zu werden."

Hobrecht sah mich starr an. Er hielt das Ganze für einen Scherz und wußte nicht recht, wie er ihn aufnehmen sollte. Als ich indessen meine Frage kaltlächelnd wiederholte und dabei hinzufügte, der Kanzler habe mich ausdrücklich beauftragt, noch in dieser Nacht mit ihm zu verhandeln, sprang er erregt auf, lief im Zimmer umher und rief hochaufathmend: „Diese Sache könnte einen ja mit einem Mal nüchtern machen."

Ich sagte, indem ich auf die „Preußischen Jahrbücher" hinwies, daß ich zu meiner Freude ersehen, wie er heute noch die Geschichte der preußischen Finanz-Politik studirt habe; ich müsse das als ein gutes Omen für den Erfolg meiner Mission ansehen.

Nach einer Weile fragte mich Hobrecht, wann er mich morgen Vormittag sprechen könne. Ich antwortete, daß ich bis 12 Uhr zu Hause sein werde.

„Nun", sagte Hobrecht, „ich werde mir die Sache beschlafen. Wenn ich morgen im Kater noch so denke, wie heute in der Bezechtheit (er gebrauchte eigentlich einen derberen Ausdruck), so sage ich: Ja!"

Ewiger Bund

Als ich zum Fürsten zurückkehrte, lag dieser bereits lange schon im Bette. Er rief mir entgegen: „Nun, wie steht's? Haben wir einen neuen Minister?“

Ich erwiderte, Hobrecht habe erklärt, wenn er morgen im Kater noch so dächte, wie heute Nacht in der Bezechtheit, so wolle er die Finanzen übernehmen. Der Fürst war höchlichst ergötzt und meinte, diese sympathische Antwort berechtige zu den günstigsten Erwartungen.

Am nächsten Morgen stellte sich Hobrecht rechtzeitig bei mir ein. Der Kater war vorhanden und mit ihm eine gewisse Unentschlossenheit. Es gelang mir indessen, seine Bedenken zu beseitigen, und das Ende unserer Besprechung war, daß er sich definitiv zur Uebernahme des Finanz-Portefeuilles bereit erklärte. Am Abend hatte er eine längere Unterredung mit dem Fürsten und am nächsten Tage stand seine Ernennung zum Staats- und Finanz-Minister im Reichsanzeiger. —

Im März 1880 überraschte mich der Fürst durch die Mittheilung, daß Seine Majestät mich an Stelle des verstorbenen Staatsministers v. Bülow zum Preußischen Bevollmächtigten zum Bundesrathe ernannt habe. Es war das in der That eine ungewöhnliche Auszeichnung, denn ich war nun der einzige wirkliche Bevollmächtigte (nicht bloß Stellvertreter) in dieser illüstren Versammlung, der nicht Excellenz war. Meine Ernennung erfolgte, um den Fürsten in nähere Fühlung mit dem Bundesrathe zu bringen, dann aber auch, um mir die verfassungsmäßige Berechtigung zu verschaffen, zu jeder Zeit im Reichstage das Wort ergreifen zu können. Bis dahin hatte es hierzu

Ewiger Bund

immer einer besonderen Anmeldung bedurft, die mich als Kommissar des Bundesraths legitimirte.

Meine amtliche Stellung war nun in der angenehmsten Weise ausgestaltet und befestigt. Wenn trotzdem und trotz mancher glänzenden Perspektiven, die sich zu eröffnen schienen, schon im nächsten Jahre in mir der Entschluß reifte, sie aufzugeben, so spielten dabei verschiedene Beweggründe mit. Zunächst die Rücksicht auf meine Gesundheit. Ich hatte allmählich die Entdeckung gemacht, daß ich auch Nerven besitze, was ich bis dahin nicht gewußt hatte. Mein vielgerühmtes Schlaftalent war mir abhanden gekommen. In früheren Jahren hatte ich häufig die Heiterkeit meiner Kollegen erregt, wenn ich auf meinem Sitze im Abgeordnetenhause den Schlaf des Gerechten schlief. Jetzt war das Alles vorbei. Nur mit Hülfe künstlicher Mittel konnte ich einige Stunden Nachtruhe finden.

Dann wurde ich mehr und mehr meiner Familie entfremdet. Ich war eigentlich nur Gast im eignen Hause. Meine Kinder bekam ich oft wochenlang nicht zu sehen. Als gewissenhafter Statistiker kann ich konstatiren, daß ich im Jahre 1879 ein hundert und drei und dreißig Mal beim Fürsten Bismarck zu Mittag gespeist habe und während der Zeit vom Januar bis Ende Juli nur zwei Abende in meiner Familie gewesen bin. Und davon verdankte ich den einen Abend nur dem Scherze meiner Frau, die mir, während ich im Bismarck'schen Hause dinirte, eine gedruckte, förmliche Einladungskarte schickte, durch welche sie den Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rath u. s. w. auf acht

Ewiger Bund

Uhr zum Thee einlud (: gefälligst im Ueberrock), worüber sich der Fürst sehr amüsirte.

Ein Drittes, nicht das Unwichtigste kam noch hinzu. Es ist etwas Großes, in einen großen Mann sich hineinzuleben, seine Gedanken, Pläne, Entschlüsse sich anzueignen, gewissermaßen in ihn aufzugehen. Die eigne Individualität aber geräth dabei in Gefahr, zerrieben zu werden. Ich sehnte mich nach Freiheit der Bewegung, nach unabhängiger Thätigkeit, nach selbstständigem Handeln und Schaffen. Ich habe immer ein volles Verständniß gehabt für den tiefen Sinn des Wortes, das man Julius Cäsar in den Mund legt: Lieber in diesem Dorfe der erste, als in Rom der zweite. Uebrigens sans comparaison!

Schon im Frühjahr 1881 bat ich den Fürsten, mir den Rücktritt in die Preußische innere Verwaltung zu gestatten. Er erkannte meinen Wunsch als berechtigt an und versprach, mir ein geeignetes Amt zu vermitteln. Als ich ihn aber einige Monate später an dieses Versprechen erinnerte (: es bot sich dazu eine besondere Gelegenheit), da brauste er auf und warf mir in gereizten, heftigen Worten vor, daß mein Denken und Trachten nur darauf gerichtet sei, ihn zu verlassen. Es ist dies das erste und einzige Mal, daß er in einem verletzenden Tone mit mir geredet hat. Auch diese Scene befestigte noch meinen Entschluß, aus der Reichskanzlei auszuscheiden.

Als es dann aber nach mehreren weiteren Monaten wirklich zum Abschied kam und ich nach Varzin gefahren war, um mich persönlich beim Fürsten abzumelden, als ich dort wieder mit ihm am Kamine saß, wie so häufig zuvor,

Ewiger Bund

und er mir sagte: „Wir hatten uns doch recht in einander eingelebt, es wird mir schwer werden, Ihr Gesicht zu vermissen," da wurde, ich kann es nicht leugnen, auch mir das Herz schwer.

Jetzt liegen alle jene Erinnerungen in nebelgrauer Ferne hinter mir. Die Bilder, die sich einst farbenprächtig dem Gedächtnisse eingeprägt, beginnen allmählich zu verblassen. Und doch — wenn ich in meinen Tagebüchern blättere oder auf alte, halbvergessene Briefe und Papiere stoße, steigt wie eine Fata morgana vor meinen Augen die Zeit wieder herauf, in der ich täglich Gelegenheit hatte, die interessantesten Einblicke in das politische Weltgetriebe zu thun, wo alle Fäden, welche die deutsche Reichs- und preußische Staatsverwaltung mit einander verknüpfen, durch meine Hände liefen und wo es mir vergönnt war, wenn auch nur als einfacher Lehrling und Geselle in der geistigen Werkstatt eines Meisters zu arbeiten, dessen Schöpfungen unsterblich sein werden, wie sein Name.

Druck von August Pries in Leipzig.

Ewiger Bund

Competenz in Dingen, denen er vordem nie berufsmäßige Aufmerksamkeit geschenkt, ablehnte? Oder ist ihm, da wir doch schließlich dem ehemals von ihm selbst abgegebenen Zeugniß glauben dürfen, die höchste und tiefste Einsicht über Dinge, denen er sich bis dahin ferngehalten, im Handumdrehen angeflogen, wie man jetzt zuweilen hören kann? Diejenigen natürlich, welche ihm mit dieser Vergötterung dafür lohnen, daß der plötzlich über ihn gekommene Beruf so handgreiflich zu ihrem Vortheil ausgeschlagen ist, haben sofort als Erklärung die Intuition des Genies bereit, welches nur zu wollen braucht, um in Allem das Höchste zu leisten. Aber obwohl diese servile Beräucherung an dem Umschwung der Dinge nicht unbetheiligt war, so darf man doch dem skeptischen Geiste des Verherrlichten zutrauen, daß er inmitten all' der wohlberechneten Götzendienerei auch sein Theil Selbstkritik und Kritik der Andern geübt haben wird. Er müßte nichts mehr von dem oft gezeigten Sinn für die Grenzen menschlicher Vollkommenheit haben, wenn ihm nicht manchmal mitten in den großen Anläufen zum Umbau des ganzen Staats- und Verkehrslebens vor der ihm zuerkannten Gottähnlichkeit bange würde. Aber freilich! wenn mit sich immer steigernder Selbstgewißheit verkündet wird, daß der Staat alle Sphären des Lebens durchdringen, beseelen, einrichten und lenken müsse, und wenn nun diese doktrinärste aller Doktrinen von dem allumfassenden Beruf des unfehlbaren Staates vor den Einen hintritt, in dessen Person sich so viel staatliche Macht verkörpert, so müßte der Eine in der That übermenschliche Entsagungskraft im Busen tragen, damit er dieser Versuchung, ein Gott zu werden, widerstände.

Gerade die eminenten Gaben, welche den einen Mann befähigten, zu vollbringen, was die Nation im Lauf der Jahrhunderte nicht vollbracht hatte, gerade diese Gaben schlugen ihm und ihr zum Schaden aus als er, dem eigenen, richtigen Gefühl von ehedem entsagend, seine persönliche Wirksamkeit mit ihrer eigenthümlichen Methode auf das Gebiet des inneren Staatslebens übertrug. Denn der Natur dieser inneren Entwicklung widerstrebt von Grund aus alles gewaltsame, von Außen eingreifende,

Ewiger Bund

geben würde. Der Reichskanzler ging bei seinem Widerstand von der entgegengesetzten Wahrscheinlichkeitsberechnung aus. Wer hätte nun richtiger gerechnet, wenn es schon bei früheren Anlässen als bei den Attentaten zur Entscheidung gekommen wäre? Welcher Verlaß war auf die deutschen Wähler für die Sache des Liberalismus im Widerstreit mit dem Kanzler? Wir wollen hier die Frage nicht eingehender beantworten, indem wir die tieferen und dauernden Eigenschaften des Volkscharakters einer näheren Prüfung unterziehen. Es genügt hier auszusprechen, daß schwerlich Jemand sich zu der Behauptung versteigen wird, die Energie des Liberalismus habe sich in den letzten drei Jahren größer erwiesen, als die liberalen Politiker von ihm erwarteten. Nicht sowohl die freisinnige als überhaupt die politische Regsamkeit und Schwungkraft des deutschen Volkes ist in den letzten Jahren hinter sehr bescheidenen Erwartungen zurückgeblieben. Es hat sich den Glauben und die Freude an sich selbst nehmen lassen und Jedem, der es an sich irre machen wollte, Gehör geliehen.

In deutlicher Erkenntniß oder mindestens im richtigen Gefühl dieses Standes der Dinge haben bei den bekannten Anlässen die Nationalliberalen sich gehütet, den Bogen allzustraff anzuspannen. Sie hätten einen verhängnißvollen Irrthum begangen, wenn sie in optimistischer Hoffnung auf bessere Zeiten die Erledigung der wichtigen Gesetzgebungsarbeiten, welche die eigentliche Aufgabe der ersten norddeutschen und deutschen Reichstagssessionen bildeten, auf unbestimmte Frist hinausschoben. Es galt vielmehr, den in den ersten Jahren auch von oben wehenden liberalen Hauch zu positiven Gesetzen zu verwerthen. Wer die deutsche Nation und ihren Lenker einigermaßen richtig beurtheilte, durfte dabei dem Morgen nichts überlassen, was er dem Heute abgewinnen konnte, denn dem Morgen war entschieden zu mißtrauen. Wer doch konnte den Fürsten Bismarck für einen Mann von liberalen Neigungen halten? + Das Höchste, worauf sich rechnen ließ, war seine Neutralität, und auch diese war nur gesichert, so lange nicht die Versuchung an ihn herantrat, sich mit einer anderen Richtung einzulassen. Und was die Nation selbst angeht, so begnügen wir uns, die Thatsachen.

+ Ich habe mich nie und nimmer für einen Mann der [illegible] d. [illegible] ausgegeben.

Ewiger Bund

Druck von August Pries in Leipzig.

Ewiger Bund